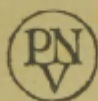




HEINRICH SPOERL



Heitere Geschichten u. Plaudereien



HEINRICH SPOERL

Man kann ruhig darüber sprechen

Heitere Geschichten und Plaudereien

BERLIN

PAUL NEFF VERLAG

Alle Rechte vorbehalten
Einbandentwurf von Bruno Skibbe

AfV. Nr I/001. Auflage: 10 000. 911.—920. Tausend
Papier: Ostland Faser G.m.b.H. Papierfabrik Koil, Kohila, Estland
Format 50×80 cm 80 Gr/m²
Druck und Buchbinderei: Revaler Verlags- und Druckerei G.m.b.H.
Reval, Langstr. 40/42
Erschienen: Im Juli 1943

Inhalt

Die Angst vor dem Witz	7
Warte nur, balde —	9
Zeit ohne Zeit	15
Die Reichsnörgelstelle	20
Darf man denken?	23
Der Tiefstapler	27
Vom Gelde	31
Man soll es nicht tun	37
Die feine Flasche	40
Der gute Ton am Telephon	43
Wir hatten einen —	46
Der Stift	50
Päng	53
Der Willi und ich	57
Der Pulverkopf	63
Die Leute, die die Eide schwören	68

Ferien vom Du	73
Man muß es richtig machen	76
Norderney am Rhein	83
Man gibt sich die Ehre	88
Vom Großen Heiligen Trunk	94
Vom Tanzen	98
Veränderlich	105
Hilfe — Musik!	109
Spielendes Licht	114
Kuss in Großaufnahme	118
Was ist Kitsch?	121
Bücher haben ihr Schicksal	126
Vom Schlafen	132
Mädchen ohne Singular	138
Angina geht als Engel	141
Ich fahre in die Hölle	146
Straßenbahn	152
Verjährt	154

Die Angst vor dem Witz

Zunächst sei festgestellt: Der Witz ist keine jüdische Erfindung, auch kein Instrument des Satans. Sondern göttlicher Funke, menschlicher Geist gegen tierischen Ernst.

Witz ist Würze und Waffe. Auch heroische Zeiten können ihn nicht entbehren, und Shakespeare wußte, warum er das fünffüssige Pathos seiner Helden durch den Witz des Narren auflockerte.

Witz hat allerdings eine unsoldatische Eigenschaft: er lässt sich nicht kommandieren. Witz muss von selber wachsen.

Ebensowenig läßt er sich verbieten. Ein unterdrückter Witz explodiert, und wenn man ihn als Unkraut jätet, sprießt er in verborgenen Ritzen um so heftiger und wird giftig.

Warum soll man auch? Angst vor dem Witz haben nur zwei Sorten von Menschen: Die einen, weil sie ihn nicht verstehen und nicht wissen, ob und wann man lachen muß. Die anderen, weil sie sich grundsätzlich — zu Recht oder Unrecht — getroffen fühlen. Da aber niemand zu diesen beiden Sorten gehören will, so gibt es in Wahrheit gar keine Angst vor dem Witz.

Witze sind zollfrei und kosten keine Devisen. Aber das ist kein Grund, unsere Witze aus dem Ausland zu beziehen. Ich halte dafür, daß wir sie selber machen. Auch die politischen. Die erst recht. Ich bin für Autarkie auf dem Gebiete des Witzlebens.

Allerdings fingen siebenundsechzig Prozent aller Witze mit der berühmten Frage an: „Kennen Sie den Unterschied zwischen —“. Da ist eine Schwierigkeit: Wir kennen keine Unterschiede mehr.

Oder kennen Sie vielleicht den Unterschied zwischen einem Veteranen und einem „alten Kämpfer“?

(Die Veteranen werden immer weniger.)

Warte nur, balde —

*Denn die Hälfte seines Lebens
Wartet der Soldat vergebens.*

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen haben wir alle etwas Soldatisches. Warten tun wir immer und überall, mit und ohne Grund: auf die Straßenbahn, auf den Ersten, auf die Freundin, auf die Mittagspause, auf den Geldbriefträger, auf die Zeitung, auf das Glück. Warten ist, nächst Schlafen, die ausgedehnteste Tätigkeit unseres Lebens. Obgleich es eigentlich — wie das Schlafen — gar keine Tätigkeit, sondern das Gegenteil davon ist. Eben darin liegt das Wesen und das Verhängnis des Wartens.

Speziell die Straßenbahn ist zum Warten da. Sie wartet, wenn wir drinsitzen, auf irgendeinen Anschluß. Sonst ist das Warten an uns. Sie ist immer gerade weg, wenn man kommt. Es ist ein unerforschtes Naturgesetz, das mit der Wahrscheinlichkeitslehre in Widerspruch steht. Es beruht darauf, daß wir nur die ungünstigen Fälle behalten, weil wir uns drüber ärgern.

Zur Verschönerung des Wartens dienen die Wartehäuschen. Meist ohne Bänke; das stilvolle Warten wird im Stehen ausgeführt. Bänke könnten zum Schlafen verführen; vielleicht könnten auch in tiefer Nacht paarweise Leute, die gar nicht warten wollen, sich dort verirren. Es wird schon einen Grund haben.

Auch die Wartesäle der Eisenbahn sind keine kosigen Gemächer. Reisende gehören in den Zug. Im Wartesaal

zweiter Klasse sitzen die Reisenden dritter Klasse. Und wo sind die Reisenden zweiter Klasse? Sie fahren Auto. Dafür warten sie an Strassenkreuzungen und Tankstellen. Und im Wartesaal dritter Klasse sitzen die Ängstlichen, die zum erstenmal reisen.

Die poetische Form ist das Warten auf „sie“. Zu diesem Zweck wurde die Normaluhr erfunden. Vielleicht soll sie erzieherisch wirken; dann war der Erfinder ein Trottel.

Im Warten beweist man die Eignung zum Ehemann. Darum machen die jungen Damen so gern Gebrauch von dieser Prüfung. Solange man wartet, darf man alles: ein muffiges Gesicht ziehen, von einem Bein aufs andere treten, alle zwanzig Sekunden auf die Uhr sehen. Man darf auch innerlich ein Ultimatum stellen: noch zehn Minuten, dann wird gegangen! Nach zehn Minuten stellt man das letzte Ultimatum: noch fünf Minuten, dann ist Schluß. Und nach fünf Minuten das allerallerletzte; es ist wie ein Zirkus, der die letzte und allerletzte und immer noch eine neue Abschiedsvorstellung gibt. Mit diesen Ultimata vertreibt man sich die Zeit, sammelt Zorn und präpariert einen Auftritt. Aber wenn sie dann endlich kommt, die Ersehnte, süß und unschuldig wie eine Madonna, dann ist alles vergessen und schwimmt in Milch und Honig. Und wenn sie anstandshalber fragt: Du hast wohl etwas warten müssen? Dann sagt man lieb und galant, um ihr die Beschämung zu ersparen: O nein, ich bin eben erst gekommen. Darauf sie: So! Das ist ja reizend! Wenn ich nun rechtzeitig gekommen wäre, dann

hätte ich also eine geschlagene halbe Stunde auf dich warten müssen. Du, das mache ich nicht noch einmal mit!

*

Am unerfreulichsten ist es im Wartezimmer, beim Arzt, beim Anwalt. Man hat Lampenfieber und wühlt sich in zerlesene Zeitschriften; man kann es den Zeitschriften ansehen. Beim Zahnarzt wartet man gern, man hat Angst, und es kommt einem vor wie eine letzte Galgenfrist. Und auf einmal sind vor lauter Angst die Zahnschmerzen weggeblasen; man würde umkehren, wenn man sich nicht genierte. Und nachher ist es dann halb so schlimm. Beim Anwalt ist es umgekehrt: Man erfährt erst durch ihn, wie kompliziert das alles ist, und dass man eher hätte kommen müssen.

Vornehmes Warten nennt man Antichambrieren. Vornehm auf seiten dessen, der warten läßt. Grosse Herren sind stark beschäftigt, ihre Zeit ist in Minuten aufgeteilt. Würden sie den Besuch sofort vorlassen, so kämen sie in den Verdacht, als hätten sie Zeit oder gar auf den Besucher gewartet.

Außerdem wirkt Warten erzieherisch. Durch Warten wird man klein und häßlich; wenn man zwei Stunden gegessen hat, ist man winzig wie eine Maus, hat alles vergessen, was man sagen wollte, und ist am Ende froh, daß man noch was gesagt bekommt. Erst nachher auf der Treppe wird man wieder groß und mutig und weiß, was man hätte schmettern sollen. Und was man zu Hause erzählen wird.

Es gibt auch Leute von Charakter. Wenn sie warten müssen, speichert sich ihre Wut, sie schwelen innerlich,

bis sie auf einmal explodieren, dann springen sie auf, rennen die Lakaien über den Haufen, reißen mit frevler Hand die saffiangepolsterte Tür auf und stehen vor dem Schreibtisch oder Thron des Großmächtigen. Dem dann nichts anderes übrigbleibt, als sich über den Beherzten zu freuen oder ihn zu engagieren. O ja, das gibt es. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Im Film zum Beispiel.

*

Falsches Warten kann zum Verhängnis werden. In verzweifelten Lagen wartet man auf das große Wunder. Manchmal kommt es wirklich, aber dann stellt sich heraus, daß es gar kein Wunder ist, sondern eine ganz natürliche Sache. Wirkliche Wunder sind rar. Meist geschieht das Wahrscheinliche.

Oft ist Warten der Strohalm, an den wir uns klammern. Im Grunde genommen warten wir alle auf irgend etwas, täglich und stündlich, auf das Glück in irgendeiner Form. Wenn man will, kann man sich daraus eine Lebenslüge bauen, sie kostet nichts und hilft das Warten ertragen. Vielleicht tun wir das alle ein bißchen, ohne es zu wissen oder zuzugeben.

Richtiges Warten dagegen ist eine Kunst. Man könnte eine Philosophie darüber schreiben. Besser noch ein Praktikum. Die Kunst des Wartens besteht darin, inzwischen etwas anderes zu tun.

Warten will gelernt sein. Kinder können es am schlechtesten, obgleich sie die meiste Zeit dazu haben. Wenn man es gelernt hat, ist man alt und hat keine Verwendung mehr dafür.

Als ich einmal warten mußte, habe ich mir ein Märchen erdacht:

Es war einmal ein junger Bauer, der wollte seine Liebste treffen. Er war ein ungeduldiger Gesell und viel zu früh gekommen. Und verstand sich schlecht aufs Warten. Er sah nicht den Sonnenschein, nicht den Frühling und die Pracht der Blumen. Ungeduldig warf er sich unter einen Baum und haderte mit sich und der Welt.

Da stand plötzlich ein graues Männlein vor ihm und sagte: Ich weiß, wo dich der Schuh drückt. Nimm diesen Knopf und nähe ihn an dein Wams. Und wenn du auf etwas wartest und dir die Zeit zu langsam geht, dann brauchst du nur den Knopf nach rechts zu drehen, und du springst über die Zeit hinweg bis dahin, wo du willst.

Das war so recht nach des jungen Burschen Geschmack. Er nahm den Zauberknopf und machte einen Versuch und drehte: und schon stand die Liebste vor ihm und lachte ihn an. Das ist schön und gut, dachte er, aber mir wäre lieber, wenn schon Hochzeit wäre. Er drehte abermals: Und saß mit ihr beim Hochzeitsschmaus, und Flöten und Geigen klangen um ihn. Da sah er seiner jungen Frau in die Augen: Wenn wir doch schon allein wären. Wieder drehte er heimlich, und da war tiefe Nacht und sein Wunsch erfüllt. Und dann sprach er über seine Pläne. Wenn unser neues Haus erst fertig ist — und drehte von neuem an dem Knopf: da war Sommer, und das Haus stand breit und leer und nahm ihn auf. Jetzt fehlen uns noch die Kinder, sagte er, und konnte es wiederum nicht erwarten. Und drehte schnell den Knopf: Da war er älter und hatte seine Buben auf den Knien, und durchs Fenster sah er auf den neuen Weinberg. Wie

schade, daß er noch nicht trägt. Ein heimlicher Griff, und wieder sprang die Zeit. Immer hatte er etwas Neues im Sinn und konnte es nicht erwarten. Und drehte, drehte, daß das Leben an ihm vorbeisprang, und ehe er sich's versah, war er ein alter Mann und lag auf dem Sterbebett. Nun hatte er nichts mehr zu drehen und blickte hinter sich. Und merkte, daß er schlecht gewirtschaftet hatte. Er wollte sich das Warten ersparen und nur die Erfüllung genießen, wie man Rosinen aus einem Napfkuchen nascht. Nun, da sein Leben verdrauscht war, erkannte er, daß auch das Warten des Lebens wert ist und erst die Erfüllung würzt. Was gäbe er darum, wenn er die Zeit ein wenig rückwärts schrauben könnte! Zitternd versuchte er den Knopf nach links zu drehen. Da tat es einen Ruck, er wachte auf und lag noch immer unter dem blühenden Baum und wartete auf seine Liebste. Aber jetzt hatte er das Warten gelernt. Alle Hast und Ungeduld war von ihm gewichen; er schaute gelassen in den blauen Himmel, hörte den Vöglein zu und spielte mit den Käfern im Grase. Und freute sich des Wartens.

Zeit ohne Zeit

Das Merkmal des zivilisierten Menschen: Er hat keine Zeit.

Statt dessen hat er eine Uhr.

Nicht nur eine. Er lebt zwischen den Uhren, mit den Uhren, gegen die Uhren. Er trägt sie nicht mehr in der Weste, braucht nicht Rock noch Mantel aufzuknöpfen. Er hat sie an der Hand, in der Hand. Außerdem auf dem Schreibtisch, auf der Straße, im Auto, auf dem Nachttisch, überall. Nur nicht im Kopf. Ohne Uhr wüßten wir nicht, ob wir Hunger haben, ob wir müde sind. Das Zeitgefühl ist uns im Drange der Zeit abhanden gekommen.

Der Urmensch hatte Zeit, aber er wußte nichts davon. Wir, Uhrmenschen, wissen darum und haben die Uhren erfunden, die uns unsere Zeit in Scheiben schneiden, ein Scheibchen hierfür, ein Scheibchen dafür, recht viele und recht dünne, wie man es bei Hartwurst macht, wenn sie lange reichen soll. Die dünnen Blättchen schmecken nicht, in Wurst muss man hineinbeißen können. Mit der Zeit ist es ebenso.

*

Alle Uhren sind grausam. Das ist ihr Beruf. Die Normaluhr zeigt uns, wie lange wir vergeblich warten; die Turmuhr teilt unsere schlaflosen Nächte in Viertelstunden; der Wecker schluckt hysterisch die Sekunden und zerreißt unseren Schlaf, wenn er am schönsten ist; an der

Bahnhofsuhr sehen wir, wieviel Minuten wir zu spät kommen; die Standuhr mit ihrem ernsten Tick und Tack ruckt unerbittlich unser Leben vorwärts. Die Taschenuhr, dies kleine heimtückische Ding, hat es darauf abgesehen, unsere Stunden heimlich-leise zu morden.

Zu diesem Zweck hat sie drei Zeiger von unterschiedlichem Temperament. Der zarte Kleine hopst und springt und macht Radau, und bringt es doch zu nichts. Wir brauchen ihn nicht, wenn wir die Zeit ablesen und die Damen verzichten auf den Hoppeditz.

Der schmale Lange geht schweigend seinen Weg. Man kann ihn kriechen sehen, von Strich zu Strich. Aber es sind nur kleine Minuten, man kann sie verschmerzen.

Der Kurze mit dem dicken Bauch aber ist voll Niedertracht. Er ist es, der die Stunden tötet. Man merkt es ihm nicht an, er lässt sich nicht erwischen. Wenn er sich beobachtet fühlt, steht er still und stellt sich tot. Kaum hat man ihm den Rücken gewendet, springt er mit boshafter Geschwindigkeit von Ziffer zu Ziffer und frißt unsere Stunden. Die schönen am schnellsten, sie schmecken ihm am besten.

*

Wenn man nach Frankreich fährt, muß man seine Uhr zurückstellen. Man hat eine Stunde gewonnen. In New York sind es bereits fünf Stunden, in Frisko acht, und wenn wir um die Erde rund sind, ein voller Tag. Daraus können wir Nutzen ziehen. Wir setzen uns in ein Superflugzeug und fliegen mittags ab. In einer Stunde sind wir in Frankreich, dann ist dort gerade Mittag, in fünf Stunden in New York, ebenfalls Mittag, in acht Stunden in

San Franzisko das nämliche. Wir fahren mit dem Mittag in vierundzwanzig Stunden um die Erde, immer wieder rund; es bleibt ewiger Mittag, die Zeit steht still, wir werden nicht älter und sehen einer ewigen Jugend entgegen.

*

Man kann die Zeit auch rückwärtslaufen lassen. Wenigstens im Film. Wir kennen die lustigen Trickaufnahmen, wo der kühne Springer aus den Fluten auftaucht und in luftigem Bogen, von Geisterhänden getragen, auf den Sprungturm zurückschwebt. Noch schöner sind die Straßenaufnahmen, wenn Menschen, Tiere und Wagen rückwärtslaufen und trotzdem nicht karambolieren; beinahe unappetitlich der Gast, der das leere Bierglas an den Mund führt und vollaufen läßt, und mit der Gabel geheimnisvolle Bissen aus dem Munde holt und auf dem Teller zur soliden Gänsekeule zusammenschweißt.

Ein Film ist geduldig und Kummer gewöhnt und läßt sich rückwärtsdrehen. Nicht so die Zeit. Über ihr Wesen streiten die Philosophen, aber das eine weiß man genau: sie ist nicht umkehrbar. Das ist ihr Kennzeichen.

Auch Zeiten kann man nicht rückwärtsdrehen. Noch jede Zeit war mit sich unzufrieden und hat sich nach der „guten alten Zeit“ zurückgesehnt; Verfallzeiten am meisten. Aber noch keine hat den Weg dahin zurückgefunden. „Die Zeiten sind vorbei“, um einmal ein viel mißbrauchtes Schlagwort zu bemühen. Es geht der Menschheit wie dem Menschen. Man träumt vom Jugendland und wird unerbittlich älter. Man kann sich kurze

Hosen anziehen und mit Bleisoldaten spielen, Märchenbücher lesen und Schaukelpferd reiten: Man wird dadurch kein Kind.

Unser Vorwärts kann kein Rückwärts sein.

*

„Komm mich besuchen, wenn dein Schatten neun Fuß mißt.“ Das ist nicht Karl May bei den Sioux, sondern das alte Hellas, das sich auf diese Weise zu Gast lud. Man ersieht daraus zunächst, daß dort prinzipiell die Sonne schien; es war ein helles Land. Ferner, daß man es mit der Zeit nicht genau nahm. Man hatte genug davon. Arbeiten taten die Sklaven. Und schließlich: Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Sogar seine eigene Sonnenuhr.

Heute haben wir Chronometer und Sternwarten und Rundfunk und Normaluhren für den, der seine goldene Taschenuhr im Augenblick nicht momentan hat, und die Knirpse im Hofgarten fragen nicht mehr: Mann, wieviel Uhr dat et is? Unsere Zeit ist auf der Höhe.

Um so merkwürdiger, wenn wir unsere guten Präzisionsuhren absichtlich verstellen. Manchmal um zehn Minuten zurück, dann soll die Uhr als Entschuldigung dienen, beim Chef, bei der Gattin. Manchmal auch eine Viertelstunde vor; dann will man sich etwas weismachen, sich zu Pünktlichkeit zwingen. Aber da man Bescheid weiß, zieht man die Viertelstunde in Gedanken wieder ab, und alles bleibt beim alten. Zieht sie vielleicht auch dann ab, wenn die Uhr von unberufener Seite inzwischen richtig gestellt wurde. Außerdem bin ich mißtrauisch gegen Leute, die zu sich selbst kein Vertrauen haben.

Die Uhren in der Küche sind besonders geplagt. Man

kann die Mädchen in drei Sorten einteilen: Die die Uhr in Ruh lassen und nicht einmal aufziehen, die sie vorstellen, die sie kaputt machen.

Ich meinerseits brauche keine Uhr, ich richte mich nach dem Rhythmus meiner Umwelt. Wenn der Bäckerjunge morgens im Hof nebenan die leeren Marmeladeneimer kegelt, weil er arbeiten muß, wenn andere noch schlafen, dann ist es sechs Uhr. Wenn es zweimal klingelt, ist es die Post und ein Viertel nach acht. Wenn meine Zeitung kommt, halb elf. Wenn die Beamten das große Gebäude verlassen, ist es 12 Uhr 59. Wenn die Zeitungsmänner an der Ecke ihr Wettgebrüll erheben, halb fünf. Wenn ich Durst bekomme, ist es neun. Und wenn ich müde bin, gehe ich zu Bett.

Wir wissen auch ohne Uhr, was es geschlagen hat.

Die Reichsnörgetstelle

Wer Weib und Kind hat, oder gar einem Kegelklub vorsteht, weiß, wie schwer es ist, auch nur ein paar Menschen unter einen Hut zu bringen.

Deutschland ist kein Kegelklub, sondern eine sehr zahlreiche Familie von 80 Millionen Köpfen (nicht lauter Köpfe). Wie lange würde es dauern, bis alle hintereinander „hier“ gerufen haben (925 Tage!) Und wie unendlich schwer muß es sein, es ihnen allen recht zu machen! Es werden immer drei oder vier darunter sein, die es besser wissen, oder sich auf den Schlips getreten fühlen, oder denen sonstwas nicht paßt. Da sind die Lauweichen, die mit dem Zeittempo nicht mitkommen und schwindlig werden, oder die Einhundertzwanzigprozentigen, die immer nur durchgreifen, umwälzen, absetzen möchten. Oder da ist einer — vielleicht ein Geldschrankfabrikant, dessen Umsatz nachgelassen hat, oder ein Anwalt, der gar nicht versteht, warum die Menschen auf einmal so friedlich werden. Wer ist schuld an allem? Früher waren es die Radfahrer. Jetzt ist es der Staat.

Vielleicht hat sogar mal einer recht. „Wo gehobelt wird, fliegen Späne“ ist kein Trost für den, dem gerade ein Span ins Auge fliegt. Nicht jeder ist zum schweigen-den Dulder geboren. Es wird immer Leute geben, die klagen, wenn sie leiden. Oder auch klagen, ohne zu leiden.

Frage: Wo sollen sie ihren Kummer anbringen?

Irgendwo und irgendwie müssen sie ihn abreagieren. Sonst sitzt er ihnen quer, erzeugt Komplexe und sonstige Fremdworte und schadet der Gesundheit.

Im alten Staat war es die Zeitung, in der sich alles aus-
tobte, Kritik und Beschwerde, Nörgelei und Klatsch, Weg-
weisung und Besserwisserei. Aber die Flucht in die Öffent-
lichkeit ist ein weiter Umweg. Warum sollen hunderttau-
send Unberufene lesen, was bestenfalls ein paar Berufene
angeht? Die Öffentlichkeit ist kein Schuttabladeplatz.

Soll die Nörgelei sich verstecken? Sie sollte vielleicht.
Aber sie tut es nicht. Sie macht sich auf den Bierbänken
breit, gibt pikant-verbotenen Flüsterstoff, ein Fressen für
Denunzianten, oder sucht sich gewaltsamen Ausweg ins
Freie, zieht über die Grenze und verdichtet sich in der
Emigrantenpresse zu Schauerballaden.

Mir fällt ein Spruch ein, den man häufig auf Speisekar-
ten liest: Bist du zufrieden, so sage es andern, bist du es
nicht, so sage es mir. Hier steckt einige Weisheit. Wie wäre
es, wenn man es ebenso machte und eine legitime Stelle
schüfe, an der jeder Staatsbürger seine Beschwerden, Nör-
geleien und sonstigen Schmerzen ungestraft abladen kann?
Also eine Art sagen wir mal scherzhaft — Reichsnörgel-
stelle. Jeder, der ein Wehwechen hat, oder etwas besser
weiß, oder auf Grund seiner geistigen Konstitution durch-
aus meckern muß, der greift getrost zur Feder, schreibt sich
seinen Kummer vom Herzen, klebt vierundzwanzig Pfennig
drauf — und dann ist ihm wohler. Die Reichsnörgelstelle
besorgt das Weitere. Ob sie den Wust auch lesen muß, der
bei ihr eingeht, das weiß ich nicht; das braucht auch nie-
mand zu wissen. Aber es wäre vielleicht nicht uninteressant,
in die meckernde Volksseele zu schauen. Wegen der Be-

triebskosten braucht man sich keine Sorge zu machen; der Ertrag an Altpapier wird sie reichlich decken.

Vielleicht braucht diese Reichsnörgelstelle in Wirklichkeit gar nicht zu existieren. Vielleicht genügt es, wenn sie nur eine Adresse ist, an die man seinen Nörgel schicken kann, ohne daß er zurückkommt.

Außerdem ist es noch lange nicht heraus, ob nicht auch einmal etwas Vernünftiges bei ihr eingehen würde.

Wie zum Beispiel dieser Vorschlag hier.

Darf man denken?

Bejubeln, was bereits in hohem Kurse steht, beschimpfen, was ohnehin über Bord geworfen ist, mitbeten und mittreten, das ist bequem, billig und fast ohne Risiko.

*

Wenn wir in der Schule etwas vergessen oder versiebt hatten, entschuldigten wir uns: Ich — ich habe gedacht —. Und dann erwiderte:

der Mathematiklehrer: Wenn du schon denkst, mußt du richtig denken,

der Deutschlehrer: Sag lieber ehrlich, daß du nicht gedacht hast,

der Turnlehrer: Du sollst nicht denken, du sollst tun, was man dir sagt.

Ich weiß bis heute nicht, wer von den dreien recht hat. Wahrscheinlich jeder.

Aber das Denken habe ich mir nicht abgewöhnt. Ich halte es weder für Sünde, noch für unsittlich oder vaterlandslos. Wir sind das Volk der Dichter und Denker und müssen uns entsprechend benehmen. Denken führt zu Wissenschaft und Technik, und damit haben wir unsere Weltgeltung erkämpft. Das wissen wir alle, aber in der Hitze des Gefechtes wird das mitunter übersehen. In einer Schulrede sprach ein Lehrer: Mit Mathematik kann man keinen Feind aus dem Lande treiben.

Doch, Herr Lehrer, wir können. Wir sind sogar darauf angewiesen. Weil nämlich jeder Kanonenschuß, jede Entfernungsbestimmung, jeder Bombenabwurf und letzten Endes jedes Kriegsgerät nichts anderes ist als angewandte Mathematik. Man führt die Kriege nicht mehr à la Teutoburger Wald.

*

Biologisch gesehen ist der Mensch das Gehirntier par excellence. In allem anderen ist er dem Tier unterlegen, an Kraft, Schnelligkeit, Sinnesschärfe, vielleicht sogar in der Gesinnung, aber das weiss man nicht genau. Nur im Denken ist er konkurrenzlos, Sonderklasse. Das verpflichtet.

Für alles erfindet er Werkzeuge und Maschinen, er läuft mit dem Auto, schippt mit dem Bagger, schwimmt mit dem Schiff. Die Denkmaschine ist noch nicht erfunden. Da sind wir noch bis auf weiteres auf Handarbeit angewiesen.

Übrigens ist Denken auch schon aus dem Grunde nötig, weil es — nach strenger Ansicht — die Grundlage des Redens ist. Nur wer klar denkt, kann klar reden. Und das wollen wir doch alle. Nicht wahr?

Nur dumme Leute reden, ohne zu denken. Und es gibt ganz Kluge, die denken, ohne zu reden. Vielleicht weil sie eine doppelte Meinung haben und sich noch nicht entscheiden wollen. Man erzählt von dem alten Kommerzienrat E., der in seinem Konstruktionsbüro von Zeichenbrett zu Zeichenbrett wanderte, keinen Ton sagte und keine Miene verzog. Aber wenn dann die Maschine fertig war und nicht klappte und ein paar Tonnen Eisen in

den Schrott kamen, dann nahm er die Zigarre aus dem Mund und sprach: Ich hab mir's ja gleich gedacht, ich wollte bloß nix sagen.

*

Um das Denken schmackhafter zu machen, hat man den Denksport erfunden. Unter dieser Flagge locken die Zeitungen die harmlosen Leser auf das Gebiet der Gehirngymnastik. Ich tue da nicht mit, für Kreuzworträtsel fehlt mir die Allgemeinbildung, und außerdem bin ich zu faul. Aber Mathematik ist schön, vor allen Dingen, wenn man nicht mehr muß. Für mich ist Mathematik eine lustige Gedankenspielerei, mit der man sich sechs Stunden Bahnfahrt köstlich vertreiben kann. Die kühne Gedankenarchitektur ist mir ein ästhetischer Genuß, und was mir vor allem imponiert: In der Mathematik gibt es keinen Streit und keine Meinung, da ist alles eindeutig und klar und richtig oder falsch. Wo die Streitfragen anfangen, etwa in der Relativitätstheorie, hört die Mathematik auf und wird Philosophie, und da ist man Kummer gewohnt.

Die Philosophen sind es, die das Denken in Mißkredit gebracht haben. Sie stellen fest, daß wir nicht wissen, ob unser Denken richtig ist. Wie stellen sie das fest? Durch Denken.

Descartes folgerte: cogito ergo sum. Ich denke, folglich bin ich. Ich glaube auch so, daß ich bin, man hat es mir oft genug gesagt, und ich denke es auch selbst. Ich meinerseits fände es richtiger, den Satz auf den Kopf zu stellen; dann wird eine Legitimation daraus: Ich bin, folglich denke ich.

Ich weiß, entrüsteter Leser, was du sagen willst. Gerade darum habe ich es aufgespart bis zuletzt:

Die größte Gefahr des Denkens ist die Überschätzung des Denkens. Manche Zeiten neigen dazu, und dann sucht die nächste es wieder wett zu machen. Richtig besehen ist es aber nicht das Übermaß des Denkens, sondern die mangelnde Kompensation durch Instinkt und Gefühl. Die Nur-Denker sind bedenklich. Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, darf auch den Kopf gebrauchen. Das ist meine Meinung.

Als der Herr den Menschen geschaffen hatte, nicht gerade genau nach seinem Ebenbilde, aber immerhin mit hohen Beinen zum Stehen und Schreiten, mit starken Armen zum Kämpfen und Schaffen, mit der breiten Brust für das Herz und die Liebe und dem Menschenantlitz zum Weinen und Lachen, da war der Teufel neidisch auf das Meisterwerk. Und als der Herr einen Augenblick nicht aufpaßte, ging der Böse hin, machte flugs aus Logik und Phosphor und anderen Teufeleien ein Gehirn zurecht und stopfte es dem Menschen zwischen Augen und Haare, und tat eine knöcherne Kapsel herum, daß es nicht herausfallen konnte. Der Herr war zuerst sehr traurig, als er den Schaden besah. Aber dann dachte er: Es mag so bleiben. Wie ich den Menschen geschaffen habe, gütig und weise, wird er auch mit dem bißchen Gehirn schon fertig werden.

Der Tiefstapler

Sie sitzen im Café. Er und Sie.

Es ist Ende des Monats: Bereits der Siebzehnte. Er trinkt Kaffee; in seiner Tasse ist nur noch der Boden bedeckt, er führt sie an den Mund und tut als ob. Sie ißt Eis; es geht langsam zu Ende, und sie nimmt immer weniger auf den Löffel. Wenn sie jedesmal die Hälfte von dem nimmt, was noch übrig ist, kann sie ewig daran essen, rechnet er aus; denn er ist ein guter Mathematiker.

„Ich möchte noch ein Eis,“ eröffnet ihm Erika; denn sie ist ein praktisches Mädchen.

Er ist dagegen. Erstens ist Eis schädlich, weil es a) viel Zucker enthält und b) den Magen abkühlt, zweitens hat er kein Geld, und drittens zeigt er ihr sein Portemonnaie. Es ist leer. Leer bis in die tiefsten Falten; ein Schein von der Reinigungsanstalt und eine Hundemarke sind der einzige Inhalt.

Die Wirkung dieser Demonstration geht weit über den beabsichtigten Verhinderungszweck hinaus. Erika rutscht auf dem Rohrstuhl hin und her. „Du, Fred, wovon willst du denn gleich bezahlen?“

„Ach so! — Daran habe ich noch gar nicht gedacht!“

„Daran muß man aber denken. — Du bist doch hier nicht bekannt?“

„Nö.“

„Also bitte, was soll denn werden?“

Er zuckt die Achseln.

„Oder hast du dich vielleicht auf mich verlassen?“

„Vielleicht.“

„Was heißt vielleicht? Fred, ich schwöre dir, ich habe auch nichts.“

„Nein?“

„Ehrenwort. Zehn Pfennige, und die brauche ich gleich selber.“

„Das ist aber sehr leichtsinnig von dir.“

Er sitzt mit einem dicken Gesicht und verzieht keine Miene. Sie bibbert in allen Gliedern, ist weiß wie Gips und sieht sich ängstlich um. „Komm, Fred, laß mich wenigstens gehen.“

„Du bleibst sitzen!“ Und dann zum Ober, der bereits anschwirrt: „Ich kann Sie jetzt noch nicht brauchen; schicken Sie mir erst mal den Mann drüben mit den Losen.“

Ihr bleibt der Atem stehen. Der Mann mit dem Cape kommt fröhlich heran.

„Dann mal her mit dem Hauptgewinn“, ruft Fred und greift mutig in den Schicksalskasten. Zieht einen Umschlag. Reißt ihn auf.

Nichts.

„Dann also der nächste.“ Er greift abermals. Reißt auf.

Nichts.

„Aber jetzt kommt es bestimmt.“ Greift. Reißt: Nichts.

Der Mann im Cape zählt murmelnd: Eine Mark — eine Mark fuffzig — zwei Mark —

Hurra, ein Freilos!

Das nächste ist somit gratis.

Von einem Gratislos kann man nicht viel verlangen. Er greift, reißt auf: Nichts.

Also noch mal. Sie fällt ihm in den Arm. „Fred, bist du wahnsinnig?“

„Nein.“

„Wo soll das hin?“

„Ich kann doch jetzt nicht aufhören. Aber wenn du anderer Ansicht bist —“ Er legt die Hände in den Schoß und sieht das Mädchen fragend an. Ihr Gesicht glüht wie ein Lippenstift, die Nasenspitze ist wachsweiß. „Tu meinewegen, was du willst“, flüstert sie.

Er hat nichts mehr zu wollen. Er muß. Ein neuer Griff. Riss: Nichts. Griff. Riss: Nichts.

Noch mal — er hat bereits Übung.

Der Mann im Cape macht gern Geschäfte. Aber das hier wird ihm unheimlich. „Zwo Mark fuffzig — drei Mark — Wollen Sie jetzt nicht wenigstens —“ fragt er mit bedrohlich schwellender Stimme.

„Stören Sie nicht mein Glück! Ich mache Sie haftbar.“ Noch ein Griff: Nichts. Der Capemann weicht zurück. Fred hat einen langen Arm und den Mut der Verzweiflung. Greift abermals. Reißt auf: 5 Mark.

In Buchstaben: Fünf Reichsmark.

Neun Lose weniger ein Freilos macht 4 Mark. — Danke, Wiedersehen —.

Fred spielt mit dem gewonnenen Markschein. „Wie ist das, Erika, du wolltest noch eine Portion Eis?“

„Ich verzichte.“

Sie ist wieder zu sich gekommen; ihr Gesicht ist abgeblaßt, ihre Ohren glühen. Sie denkt sich ihr Teil. Oh, das ist ein Spieler, ein Hasardeur. Ein Hochstapler. Die arme

Frau, die den mal kriegt! „Übrigens möchte ich jetzt gehen.“

Er reicht ihr den Mantel und fühlt heimlich in seine Westentasche: Nett, daß er den Zwanzigmarkschein nicht anzureißen braucht.

Vom Gelde

Geld hat man, aber man spricht nicht darüber. Sprechen wir also vom Geld.

*

Geld ist weder eine Tugend noch ein Laster. Aber es macht Spaß. Vielleicht weniger der Besitz als das Reichwerden. Die Reichen haben das hinter sich und sind zu bedauern. Mir steht die Freude noch bevor, und auf diese Freude freue ich mich schon heute.

Aller Reichtum fängt klein an. Auch die Milliarde besteht aus Pfennigen. Man braucht nicht einmal zu arbeiten, man kann es der Logarithmentafel überlassen, wenn man lange genug wartet. Ein dummer dreckiger Kupferpfennig, zu vier Prozent auf Zinseszins gelegt, ist in hundert Jahren rund eine Mark, in zweihundert Jahren hundert Mark, die Summe ver Hundertfacht sich mit jedem Jahrhundert und hat nach tausend Jahren bereits achtzehn Nullen. Schade, daß Karl der Große, anstatt sich mit den Sachsen herumzuärgern, nicht den Zinseszins-Pfennig angelegt hat; heute könnten wir dafür die ganze Welt kaufen und Speck und Butter dazu. Vielleicht hole ich das Versäumte nach, dann ist es in tausend Jahren soweit, und ich werde rückwirkend ein großer Mann. Hoffentlich hält die Städtische Sparkasse durch.

Geld ist ein geselliges Wesen. Man trifft es entweder haufenweise oder gar nicht. So kommt es auch ein, ent-

weder unerwartet plötzlich von mehreren Seiten, oder es bleibt hartnäckig von allen Seiten aus, wie auf Grund einer Verschwörung. So entstehen in unserm Leben Berge und Täler, manchmal auch Tiefebene. Bei den Festbesoldeten wird der Lebensrhythmus vom Kalender besorgt; ihr Berg fängt am Ersten an und dauert etwa bis zum Zwanzigsten. Oder bis zum Zweiten.

Kein Geld haben ist kostspielig. Es kostet Verzugsstrafen, Zinszuschläge, Gerichtskosten, Sperrgebühren. Es ist ein Luxus, den sich eigentlich nur die Reichen gestatten könnten. Überall wird Keingeldhaben mit Geldstrafe belegt. Und das von Rechts wegen. Sonst würde dieser Zustand noch beliebter, als er es ohnehin ist.

In der Tat gibt man das meiste Geld mit dem Bezahlen aus. Am Ersten bekommen viele Leute ihr Geld, aber alle Leute ihre Rechnungen. Man erkennt die Briefe von außen, und wenn man Lebenskünstler ist, macht man sie morgens nicht auf. Warum den schönen Tag gleich mit Ärger beginnen? Am Abend tut man es auch nicht. Man möchte wenigstens gut schlafen. Am nächsten Tag der nämliche Grund und das nämliche Spiel, bis der Brief schließlich unter alte Zeitungen gerät oder sonstwie verschwindet. Das ist der wahre Grund, warum so wenig bezahlt wird. Weil wir alle Lebenskünstler sind.

*

Zeit ist Geld. Aber die Gleichung stimmt nicht. Die Leute mit viel Zeit haben kein Geld, und die Reichen sind eilig.

Wenn ich reich wäre, würde ich eine neue Art von Proterei einführen: Ich würde Zeit verschwenden. Zum Bei-

spiel ganz langsam Auto fahren. Oder zu Fuß gehen. Übrigens kann ich das auch so, dazu brauche ich nicht erst reich zu werden. Das beruhigt mich ungeheuer.

Wenn ich reich wäre, dann würde ich — ja dann gäbe es noch sehr viel „würde“. Es ist ein amüsantes Gedankenspiel, das man mit sich treiben kann, und auch psychologisch aufschlußreich. An den Luftschlössern, die man baut, erkennt man sein Ich und schaut tief in seine Seele. Ich zum Beispiel würde reisen, möglichst weit und möglichst bunt. Ich bin ein verhinderter Wikinger.

Den Reichen sind solche Gedankenspiele versagt, sie haben die Wirklichkeit. Oder höchstens mit umgekehrtem Vorzeichen: Was würde man tun, wenn man arm wäre? Ich weiß nicht, ob sie sich mit dieser Frage beschäftigen. Vielleicht haben sie keine Zeit dazu, oder keine Phantasie.

Um Geld schwebt ein Geheimnis. Niemand läßt sich gern in die Karten gucken, noch weniger aber ins Portemonnaie oder in den Bankauszug. Alles, nur das nicht! Vielleicht ist es ein dunkler Instinkt. Vielleicht auch Scham, bei dem einen, weil er zuviel, bei dem anderen, weil er zuwenig hat. Es wird auch, wenn wir von der Liebe absehen, nirgends soviel geflunkert als mit dem Geld. Die einen tun reich, um zu imponieren, die anderen arm, um vorzubeugen. Familienväter wissen, was ich meine.

*

Als ich Referendar in Uerdingen war, zeigte mir der Kassenbeamte einen Hundertmarkschein, auf dem mit zierlicher Damenhandschrift geschrieben stand: Für diesen

gab ich meine Unschuld. Der Schein wurde seit Jahren aufbewahrt und als sittengeschichtliches Dokument gezeigt und bewundert. Der Amtsrichter knüpfte daran juristische Erörterungen, der Aktuar machte die dazugehörigen einschlägigen Witze, die Referendare waren erschüttert. Ich war anderer Ansicht. Ich bin immer anderer Ansicht. Erstens: Eine junge Dame tut sowas nicht. Zweitens: Wenn sie es tut, gibt sie es nicht schriftlich. Und drittens: Wohin sollte es führen, wenn es alle täten und die Hundertmarkscheine als Beichtzettel mißbrauchten? Da müßte man das Format erheblich vergrößern.

Das ist gerade das Schöne am Geld, daß ihm niemand ansieht, was es schon alles getan hat. Es riecht nicht, es verrät nicht, und hat doch seine Geschichte.

Für Geld kann man alles haben, Dinge und Menschen. Nur die Preise sind verschieden. Das einzige, was man nicht kaufen kann, ist Überzeugung. Eine Überzeugung, die käuflich wäre, ist wertlos, niemand würde etwas dafür geben.

*

Meine Großmutter war eine tüchtige Frau, sie rechnete folgendermaßen: Einen Taler ausgeben oder sparen, macht einen Unterschied von zwei Talern. Ich glaube nicht, daß dieser Satz einer exakten mathematischen Nachprüfung standhält. Aber es hat sich praktisch bewährt, meine Großmutter hat danach gehandelt und es zu etwas gebracht.

Überhaupt hat das Geld seine eigenen arithmetischen Gesetze. Geld, das man hat, ist weniger wert als Geld,

das einem fehlt. Zehn Pfennig, die man besitzt, reichen für zwei Zigaretten oder eine Kurzstrecke auf der Strassenbahn. Gerade eine Zeitung kann man sich dafür kaufen. Aber zehn Pfennig, die fehlen, können einen zur Verzweiflung treiben. Ich wollte einmal den Rest meines Geldes umsetzen und hatte mir eine Zeche bis zum letzten Pfennig einschliesslich Steuer und Bedienung ausgerechnet. Es kam genau aus. Als ich bezahlen wollte, rollte mir ein Groschen unter den Tisch und ließ sich nicht finden. Eine Viertelstunde lang bin ich wie ein Dackel herumgekrochen und habe ihn schließlich gefunden, aber ich kann nicht genau sagen, ob es wirklich mein Groschen war, solange habe ich gesucht. Was wäre geworden, wenn ich ihn nicht gefunden hätte? Noch heute bekomme ich einen roten Kopf.

Zehn Pfennig nicht zahlen können ist lächerlich. Zehn Mark schulden ist peinlich. Von zehntausend Mark an wird es standesgemäß. Von zehn Millionen ab ist es Genialität.

Es ist schicksalbestimmend, wie man im Leben sein erstes Geld verdient. Bei mir insofern, als ich es nur beinahe verdient habe. Das beinahe verdiente Geld verfolgt mich durchs Leben.

Ich war ein kleiner Knirps. Mein Vater hielt mich für intelligent und veranstaltete zwischen mir und einem gleichaltrigen Jungen einen Wettbewerb. Intelligenzprüfung würde man heute sagen. Er gab uns eine karierte Kaffeedecke und setzte einen Preis von fünfzig Pfennig aus für den, der am schnellsten die Zahl der Felder feststellte. Der andere fing sogleich mühsam an zu zählen, hübsch der Reihe nach und tupfte mit den Fingern Reihe

4
für Reihe ab und wurde blaß vor Anstrengung und Gier. Ich meinerseits machte ein süffisantes Gesicht, zählte eine Längsreihe und eine Querreihe und multiplizierte. Ich brauchte ein Viertel der Zeit, und daß ich dennoch zweiter Sieger blieb, lag nur daran, daß ich zwar geistreich, aber falsch gerechnet hatte, während der andere mühsam, aber richtig zählte. Er ist ein seriöser Geschäftsmann geworden mit Villa und Auto. Ich nur ein fröhlicher Schreiber, meine Autos haben meine Freunde. Aber heute ist es umgekehrt wie damals. Heute rechnet er, und ich — „zähle“.

*

Geld hat man nicht, aber man kann ruhig darüber sprechen.

Man soll es nicht tun

Man soll sich nicht ärgern. Niemals! Auch dann nicht. Ärger ist Zeitverschwendung, Kraftvergeudung. Er sollte durch Notverordnung verboten werden. Außerdem schadet er dem Teint.

Ärger ist unfruchtbar. Er vollbringt keine Leistungen, sondern zerstört: Stimmung, Freundschaft, Geschäft.

Wer sich ärgert, wirkt keineswegs imponierend, erregt nicht einmal Mitleid. Er wirkt höchstens komisch.

Man ärgert sich trotzdem. Nun erst recht.

Es gibt Leute, die ärgern sich nie. Man nennt sie Transusen. Ihnen fehlt das Organ dazu. Es gibt auch Leute, die ärgern sich immerfort. Ihnen ist Ärger Lebensbedürfnis; sie merken es gar nicht mehr.

Der normale Mensch ärgert sich nur zuweilen. Dann aber gründlich. Er weiß, daß man sich nicht ärgern soll. Er tut es trotzdem, und das ist wiederum das Ärgerliche. So erhebt sich der Ärger ins Quadrat.

— Wohin mit dem Quadratärger?

Man kann ihn heldenhaftvornehm herunterschlucken. Dann sitzt er quer und liegt im Magen, kommt gallig wieder hoch.

Man kann seinen Ärger auch austoben. (Der Gebildete sagt abreagieren.) Beliebt ist Porzellangeschirr. Aber auch kostspielig. Nicht im Augenblick — da ist einem alles egal. Sondern später, wenn man es neu anschaffen muß. Dann ärgert man sich von neuem. Auch diesen

Ärger muß man austoben. Beliebt ist usw. — es wird ein ewiger Kreislauf.

Man kann sich hierzu auch einfaches Steingut anschaffen. Wenn es soweit ist, sagt man zur Minna: „Bitte das billige Geschirr, ich will mich ärgern.“ Aber dann lächelte die Minna.

Man könnte auch kupferne Aschbecher nehmen. Sie gehen nicht kaputt, sind aber undramatisch und wirken geizig.

Überhaupt: Der vornehme Mann schmeißt nicht. Der vornehme Mann schreibt. Er verspritzt seinen Ärger in Tinte.

Wir sind ein vornehmer Mann. Also schreiben wir: an unseren Ärgerer, ans Gericht, an die Behörde. An wen, ist gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß der Brief saftig wird. Er muß triefen. Man muß ihn schreiben mit knirschenden Zähnen und geballten Fäusten. Noch besser: diktieren und dabei wie ein Löwe durch den Käfig stampfen.

Man nehme kein Blatt vor den Mund. Ausdrücke wie „kaum zu glauben“ oder „unerhört“ sind viel zu schwächlich und außerdem verbraucht. Man schreibt in Fortissimo. Die deutsche Sprache ist ja so reich. Demnächst soll zu diesem Zweck ein alphabetisches Wörterbuch erscheinen, von „Armleuchter“ bis „Zulukaffer“. Noch vohrnehmer sind klassische Zitate, besonders diejenigen mit Pünktchen.

Wenn man sich diesen Brief vom Leib geschrieben hat, mit den nötigen Unterstreichungen, verdoppelten Ausrufungszeichen und sonstigen Verzierungen — dann ist einem wohler. Man trinkt einen Kognak und geht an die Arbeit.

Ist das nicht ein vorzügliches Rezept?

Hallo — da hätte ich beinahe eine Kleinigkeit vergessen. Der Brief darf natürlich nicht herausgehen. Unsere kluge Sekretärin muß den Mut haben, die Absendung zu vergessen. Nach zwei, drei Tagen kann sie es süß-errötend eingestehen. Wir tun dann als ob: „Sie dürfen nichts vergessen; der Brief war glücklicherweise nicht eilig — geben Sie ihn nochmal her, vielleicht — ja, eigentlich sollte man ihn abschicken. — Aber wir wollen uns das Porto sparen.“

Und die Anwaltskosten!

Die feine Flasche

Wenn man ein gutes Geschäft gemacht hat, reibt man sich die Hände und trinkt einen Schnaps.

Der, von dem ich erzählen will, war ein feiner Herr, und er hatte ein besonders feines Geschäft gemacht. Demzufolge rieb er sich nicht die Hände, sondern ging in eine Weinstube und begoß die Tat mit einer stillen einsamen Flasche.

Es war ein sehr feines Lokal. Das merkte man sofort. Es war in ein vornehmes Halbdunkel gehüllt, die Kellner standen gelangweilt an den Wänden umher und waren zahlreicher als die Gäste, und man sprach in einem sittemäßig gedämpften Flüsterton.

Der feine Herr setzte sich geräuschvoll an einen Tisch und studierte die Weinkarte. Es war keine Karte, sondern ein dickes Buch mit Büttenrand und in gepolstertem Leder. Sie war ein Querschnitt durch die Weinkultur aller Länder.

Der feine Herr war in Spendelaune. Außerdem war er eilig und wollte etwas wirklich Gutes trinken. Infolgedessen fing er die Karte von hinten an zu lesen und wählte den letzten, den teuersten Wein, Nr. 144. Übrigens gar nicht so gefährlich; zwölf Mark fünfzig wollte er sich die Chose schon kosten lassen.

Nr. 144? Der Kellner verschwindet. Der Herr Oberkellner erscheint eigenhändig: „Was darf ich dem Herrn bringen?“ Der feine Herr ist ein wenig ungehalten und

zeigt mit dem Finger: „Ich habe es schon einmal gesagt, ich wünsche Nr. 144.“ Den komplizierten französischen Namen verkniff er sich.

Es dauerte eine Weile. Ein Raunen und Flüstern geht durchs Büfett. Dann erscheint die Flasche, zärtlich in eine Korbwiege gebettet. Mit der Flasche erscheint der Kellner, der Herr Oberkellner, der Kellermeister und der Geschäftsführer. Der Kellner serviert, der Oberkellner schenkt ein, der Kellermeister nimmt den Probeschluck, und der Geschäftsführer spricht verbindliche Worte und schmunzelt.

Der feine Herr findet die Feierlichkeit übertrieben. Immerhin, für zwölf Mark fünfzig kann man schon etwas verlangen. Er bestellt sich ein Tartar dazu. Der Wein ist trinkbar. Er studiert das Etikett. Was da alles draufsteht! Ein sehr umständlicher Wein. Und Spinnweben sind auch noch dran. Für zwölf Mark fünfzig kann man schon etwas verlangen.

Der Kellner, der Herr Oberkellner, der Kellermeister und der Geschäftsführer sind immer noch da. Sie haben sich etwas zurückgezogen, aber der feine Herr fühlt, daß sie ihn unausgesetzt betrachten. Die Flüstergespräche an den andern Tischen sind verstummt. Die Feierlichkeit hat um sich gegriffen. Ihm ist höchst unbehaglich zumute. Er möchte lieber seine Ruhe haben. Für zwölf Mark fünfzig kann man schon etwas verlangen.

Jetzt wagt sich der Geschäftsführer an ihn heran. Er verbeugt sich bereits im Vorwärtsschreiten.

„Gestatten der Herr — wie mundet dem Herrn der Wein?“

Aha, denkt der feine Herr, Weine über zehn Mark

schmecken nicht, sondern munden; außerdem wird man dritte Person. „So lala“, sagt er laut und gleichgültig. „Bißchen mehr Rasse dürfte er haben. Naturrein scheint er ja zu sein. Für zwölf Mark fünfzig kann man das auch verlangen.“

„Bitte, wie meinen der Herr?“

„Ich meine, zwölf Mark fünfzig ist ja auch allerhand Geld.“

Der Geschäftsführer faßt sich an die Krawatte. „Zwölf Mark fünfzig? Der Herr irren. Dieser Wein, Nr. 144, kostet 125 — Mark, zuzüglich 12,50 Mark Getränkesteuer.“

Der feine Herr war wirklich ein feiner Herr. Oder tat wenigstens so. Er bezahlte und ging. Den Rest ließ er stehen, er schmeckte ihm nicht mehr.

Dies ist nicht nur eine wahre Geschichte, sondern sie ist auch tatsächlich passiert.

Der gute Ton am Telephon

Zunächst bitte ich wegen des Fremdwortes um Sammelverzeihung (Generalpardon). „Fernsprecher“ erinnert an Amt und an Rechnung; das Wort klingt rau und rasselt. „Telephon“ schmilzt auf der Zunge, duftet nach Konditorei und Ausflug.

Als Reis im Jahre achtzehnhundertsechzig die Menschheit mit dem Telephon beglückte, war der gute Ton in allen Lebenslagen längst erfunden und fertiggestellt. Für das Telephon war kein Platz. Ein Nachtrag ist nicht erschienen. Das Telephon war Parvenu und durfte sich danach benehmen.

Und tut es heute noch.

Kein Mensch von primitivster Bildung würde es wagen, uns während des Mittagessens oder am späten Abend oder frühmorgens zu nachtschlafender Stunde heimzusuchen. Aber für zehn Pfennige Fernsprecher — hier ist das unfreundliche Wort am Platz — hat jeder Zeitgenosse das Recht, zu jeder Zeit und Unzeit in unser Privatleben einzudringen und uns beim Wickel zu fassen. Der telephonische Besucher wird zu jeder Stunde und auf der Stelle vorgelassen.

Vielleicht ist die Technik daran schuld. Man kann ein Telephon nicht abstellen. Das Aushängen des Hörers ist verboten. Man könnte sich taub stellen, aber das tut man nicht. Wenn man ausgeht oder verreist, weiß man, daß telephonische Anrufe ungehört verhallen. Aber solange man

zu Hause ist, unterliegt man der Suggestion der Klingel, als wenn man fürchtet, das große Los ginge einem laufen.

Man könnte die unzeitgemäßen Störer erziehen. Man könnte dem mittäglichen Anrufer antworten: Nein, ich bin es nicht, ich bin ausgegangen und außerdem schlafe ich, in einer halben Stunde bin ich zurück und wach. Das würde helfen. Aber man tut es nicht. Man hat keinen Mut.

Ein Besucher nennt zunächst seinen Namen und erst dann sein Begehr. Namenlose Besucher werden nicht vorgelassen; man weiß, sie verkaufen Teppiche oder kommen mit einer Quittung. Am Telephon geht es umgekehrt zu. Der Anrufer — man kann ihn nicht einmal sehen — will zunächst wissen, ob ich zu Hause bin. Vorstellen tut er sich später. Vielleicht überhaupt nicht. Manche sagen statt dessen „hallo“. Gegen die Hallo-Schreier gibt es ein gutes Mittel: Man hallot zurück. Und beantwortet alles weitere mit dem gleichen hartnäckigen Hallo. So lange bis der andere explodiert oder eine Sachbeschädigung begeht. Es kann einem nichts dabei passieren. So kann man Hallo-Leute kurieren. Aber man tut es nicht. Man hat keinen Mut.

Auch am Telephon gibt es „Lautsprecher“. Manchmal ist es Verkennung der Technik; sie schreien, daß man sie auch ohne Telephon hören könnte. Manchmal ist es Tapferkeit. Es gibt eine spezielle Telephoncourage. Im Dunkel der Unsichtbarkeit, geschützt durch die Länge des Drahtes, sagt man, was man sonst nicht sagen würde. Mittel: Einhängen.

Schlimmer sind die Langsprecher. Sie sind meist weiblichen Geschlechts und zum Einhängen nicht geeignet. Außerdem würden sie neu anrufen; immer wieder; be-

zahlen tut es der Gatte. Mittel: Aushalten. Man kann es sich bequem machen. Ich lege in solchen Fällen den Hörer auf den Tisch und fahre in meiner Konferenz fort oder was ich sonst gerade habe. Alle fünf Minuten nehme ich den Hörer auf und spreche: Aber gewiß, gnädige Frau, vollkommen Ihrer Meinung, es ist wirklich unerhört! Bis nach einer halben Stunde das Zirpen in der Schalldose aufhört, und ich das Schlußwort sagen kann. So mache ich das. Ich habe den Mut dazu. (Auf dem Papier.)

Am Telephon gibt es auch höfliche Leute. Sie sagen: Jawohl, Herr Generaldirektor — ganz wie Sie meinen, Frau Oberpostkassenbuchhalter. Und machen jedesmal dabei eine hastige Verbeugung an der Strippe. Der andere kann sie nicht sehen, aber er hört sie am Einknicken der Stimme.

Übertriebene Höflichkeit dagegen ist verdächtig. Wenn man angerufen wird: Verzeihen Sie tausendmal, daß ich Sie störe, es ist mir selbst so schrecklich peinlich, würden Sie vielleicht die große Liebenswürdigkeit haben und so freundlich sein — dann weiß man, man muß Herrn Sowieso oder Fräulein Vis-à-vis herbeiholen. Man tut es gern, es ist gleich nebenan, nur fünf Treppen. Und dann zieht man sich diskret aus dem Zimmer zurück. Oder wird Zeuge eines einseitigen geheimnisvollen Dialogs: Ja — — nein — — wie gestern — — sag du es — — nein, das letztere — — vielleicht ungefähr — — nein, das andere — —.

So ist das Telephon voller Probleme. Das schwierigste allerdings kommt jeden Monat und ist ein dicker Briefumschlag mit einer dicken Zahl. Wenn man dieses Problem nicht löst oder nicht rechtzeitig löst, dann lösen sich alle andern von selbst, und man ist wie in der Sommerfrische.

Wir hatten einen —

Wenn würdevolle Männer beisammen sitzen und flüstern, so ist das kein gutes Zeichen, und man tut gut daran, wegzuhören. Wenn sie sich aber knallend auf die Schenkel klopfen und vor Lachen nicht mehr weiter können, dann reden sie bestimmt von der Schule und renommieren mit ihren Magistern und den dagegen verübten Attentaten.

Wir hatten einen, das war ein mißtrauisches Luder. Er ließ seine Jungens keine Sekunde aus den Augen; sogar an der Tafel behielt er das Gesicht zur Klasse gewendet und schrieb blind mit seitlich ausgestrecktem Arm. Er tat wie ein Löwenbändiger.

Bei ihm war es sehr schwer, aber einmal haben wir ihn doch drangekriegt.

Schon draussen vor der Tür hatte er sich gewundert, den lustigen Radau seiner geliebten Unterprima vermißt. Und als er eintrat, erhoben wir uns mit einer beängstigenden Geräuschlosigkeit, setzten uns ebenso geräuschlos wieder hin und erstarrten zu Wachsfiguren. Keine Bewegung, kein Laut. Nur sittsam gefaltete Hände und fromm aufschauende Kinderaugen.

Doktor Engelbrecht merkt, daß ihm etwas bevorsteht. Aber auf seinem Stuhl liegt kein nasser Schwamm, sein Federhalter ist nicht mit Leim beschmiert, aus dem Pult springt ihm nichts entgegen, und die Tafel ist keineswegs mit Fett eingerieben. Nicht einmal ein mitgebrachter Maikäfer surrt durch den Raum.

Vielleicht war es auch nichts. Aber die mörderische Stille ging ihm auf die Nerven. Und das Schlimmste: hiergegen war er machtlos. Für alles gab es sorgsam abgestufte Strafen; gegen Unfleiß, gegen Vergeßlichkeit, sogar gegen mangelnde sittliche Reife; nur gegen Musterknabenhaftigkeit war in der Schulordnung nichts vorgesehen.

Doktor Engelbrecht war viel zu gerissen, um sich etwas merken zu lassen. Aber er behielt seine Klasse im Auge. Und langsam kam er dahinter: was schielen die Jungens so verstohlen nach links? Links steht der Klassenschrank. Auf ihn sind alle Blicke erwartungsvoll gerichtet. Jetzt weiß er wenigstens, aus welcher Richtung die Freveltat kommen wird, und kann sich darauf einrichten.

Was ist mit dem Schrank? Er geht mit auffallender Unauffälligkeit daran vorbei. Zu sehen ist nichts. Er geht nochmals vorbei, bleibt stehen. Es ist auch nichts zu hören. Er erinnert sich, daß in einem Klassenschrank einmal ein Grammophon versteckt war und mitten in der französischen Grammatik den Faust-Monolog auf-sagte. Das war in der Quinta. Primanerscherze haben ein anderes Format.

Schließlich wird es ihm zu dumm. Das allgemeine Starren auf den Schrank ist nicht zu ertragen.

„Habermann, was ist los?“

Habermann war der traditionelle Petzer, aber seit der letzten Klassenhiebe hielt er dicht.

„Was mit dem Schrank ist, will ich wissen!!!“

„— — M — mit dem Schrank?“ flötet Habermann.

„Was habt ihr da zu gucken? Antwort!“

„Gar nichts — das ist vielleicht, weil Sie auch immer gucken.“

Doktor Engelbrecht will den Schrank öffnen, das Gesicht wie immer zur Klasse. Oho, was ist das? Warum rücken sie ängstlich beiseite und halten schützend den Arm vors Gesicht?

„Hellwig, machen Sie den Schrank auf.“

Hellwig zögert, blickt hilflos um sich.

„Was ist los, haben Sie Angst?“

„Nein, gar nicht — — aber das ist vielleicht, weil Sie auch Angst haben.“

Doktor Engelbrecht wird puterrot. Aber er verzichtet darauf, seine persönliche Tapferkeit zu beweisen, und läßt den Hausmeister kommen. Der Hausmeister öffnet den Schrank. Aber kein Feuerwerk pufft los, keine Katze springt heraus. Es geschieht gar nichts.

Die Tür steht weit offen. Doktor Engelbrecht besieht sich aus respektvoller Entfernung den Inhalt: gestapelte Hefte, ein ausrangierter Fußball, ein Tintenkrug, ein Kästchen mit Kreide.

Doch — da hängt eine Schnur heraus. Schnur ist immer verdächtig. Der Hausmeister muß sie untersuchen. Es ist keine Zündschnur, es ist nur eine legitime Kordel, an die ein Stück Kreide gebunden ist. Sie dient zum Zeichnen von Kreisbögen und Ellipsen.

Doktor Engelbrecht ist ein Mann, der einer Sache auf den Grund geht. Der Schrank wird ausgeräumt und alles säuberlich auf den Fußboden gebreitet: die Hefte und Bücher, die Kreidestückchen und der Fußball. Ein herrenloser Turnschuh wird noch gefunden, und eine verrostete Nagelfeile. Dann ist der Schrank leer.

Über atemberaubende Stille kann sich jetzt Doktor Engelbrecht nicht mehr beklagen. In allen Ecken und Enden der Klasse fängt es verdächtig an zu glucksen und zu prusten.

Langsam kommt ihm die Erleuchtung.

Just im gleichen Augenblick kommt auch der Direktor. Er wollte die Zahl der Freischwimmer feststellen und ist sehr erstaunt, den Inhalt des Klassenschranks auf dem Boden zu finden, und um das sonderbare Stillleben herum, im feierlichen Kreise, die Klasse, den Lehrer und den Hausmeister.

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Kollege.“

„O bitte, Herr Direktor.“

„Schön, daß Sie mal etwas aufräumen, Ordnung schaffen.“

„Ganz recht, Herr Direktor.“

„Aber vielleicht wäre es richtiger gewesen, hierfür die Pause zu benutzen, und nicht gerade den Unterricht.“

„Allerdings, Herr Direktor — ich werde — ich wollte — es war nur, weil — —.“

Der Direktor schüttelte den Kopf und ging. Doktor Engelbrecht ließ kleinlaut den Schrank wieder einräumen. Dann schellte es, die Stunde war um, das Klassenziel war erreicht. Laut Stundenplan war es Algebra.

Der Stift

Eine Türklinke besteht aus zwei Teilen, einem positiven und einem negativen. Sie stecken ineinander, der kleine wichtige Stift hält sie zusammen. Ohne ihn zerfällt die Herrlichkeit.

Auch die Türklinke an der Obertertia ist nach diesem bewährten Grundsatz konstruiert.

Als der englische Lehrer um zwölf in die Klasse kam und mit der ihm gewohnten konzentrierten Energie die Tür hinter sich schloß, behielt er den negativen Teil der Klinke in der Hand. Der positive flog draußen klirrend auf den Gang.

Mit dem negativen Teil kann man keine Tür öffnen. Die Tür hat nur ein viereckiges Loch. Der negative Teil desgleichen.

Die Klasse hatte den Atem angehalten und bricht jetzt in unbändiger Freude los. Sie weiß, was kommt. Nämlich römisch eins: Eine ausführliche Untersuchung, welcher schuldbeladene Schüler den Stift herausgezogen hat. Und römisch zwei: Technische Versuche, wie man ohne Klinke die Tür öffnen kann. Damit wird die Stunde herumgehen.

Aber es kam nichts. Weder römisch eins noch römisch zwei. Professor Heimbach war ein viel zu erfahrener Pädagoge, um sich ausgerechnet mit seiner Obertertia auf kriminalistische Untersuchungen und technische Probleme einzulassen. Er wußte, was man erwartete, und tat das Gegenteil:

„Wir werden schon mal wieder herauskommen“, meinte er gleichgültig. „Mathiesen, fang mal an. Kapitel siebzehn, zweiter Absatz.“

Mathiesen fing an, bekam eine drei minus. Dann ging es weiter; die Stunde lief wie jede andere. Die Sache mit dem Stift war verpufft.

Aber die Jungens waren doch noch schlauer. Wenigstens einer von ihnen. Auf einmal steht der lange Klostermann auf und sagt, er muß raus.

„Wir gehn nachher alle.“

Er muß aber trotzdem.

„Setz dich hin!“

Der lange Klostermann steht immer noch: er behauptet, er habe Pflaumenkuchen gegessen und so weiter.

Professor Heimbach steht vor einem Problem, Pflaumenkuchen kann man nicht widerlegen. Wer will die Folgen auf sich nehmen?

Der Professor gibt nach. Er stochert mit seinen Hausschlüsseln in dem viereckigen Loch an der Tür herum. Aber keiner läßt sich hineinklemmen.

„Gebt mal eure Schlüssel her.“ Merkwürdig, niemand hat einen Schlüssel. Sie krabbeln geschäftig in ihren Hosentaschen und feixen.

Unvorsichtigerweise feixt auch der Pflaumenkuchemann. Professor Heimbach ist Menschenkenner. Wer Pflaumenkuchen gegessen hat und so weiter, der feixt nicht.

„Klostermann, ich kann dir nicht helfen. Setz dich ruhig hin. Die Rechnung kannst du dem schicken, der den Stift auf dem Gewissen hat. — Klebben, laß das Grinsen und fahr fort.“

Also wieder nichts.

Langsam, viel zu langsam wird es ein Uhr. Es schellt. Die Anstalt schüttet ihre Insassen auf die Straße. Die Obertertia wird nicht erlöst: Sie liegt im dritten Stock am toten Ende eines langen Ganges.

Professor Heimbach schließt den Unterricht und bleibt auf dem Katheder. Die Jungens packen ihre Bücher. „Wann können wir gehen?“ — „Ich weiß es nicht. Wir müssen eben warten.“

Warten ist nichts für Jungens. Außerdem haben sie Hunger. Der dicke Schrader hat noch ein Butterbrot und kaut mit vollen Backen; die anderen kauen betreten an ihren Bleistiften.

„Können wir nicht vielleicht unsere Hausarbeiten machen?“

„Nein! Erstens werden Hausarbeiten, wie der Name sagt, zu Hause gemacht. Und zweitens habt ihr fünf Stunden hinter euch und müßt eure zarte Gesundheit schonen. Ruht euch aus; meinethalben könnt ihr schlafen.“

Schlafen in den Bänken hat man genügend geübt. Es ist wundervoll. Aber es geht nur, wenn es verboten ist. Jetzt, wo es empfohlen wird, macht es keinen Spaß und funktioniert nicht.

Eine öde Langeweile kriecht durch das Zimmer. Die Jungens dösen. Der Professor hat es besser; er korrigiert Hefte.

Kurz nach zwei kamen die Putzfrauen, die Obertertia konnte nach Hause, und der lange Klostermann, der das mit dem Stift gemacht hatte und sehr stolz darauf war, bekam Klassenhiebe.

Päng

Er hieß mit Spitznamen Spatz und war ein Original. Jeden Morgen, wenn er in die Klasse kam, stellten wir mit Begeisterung fest, daß er immer noch dieselbe Hose anhatte, mit demselben Loch, das durch eine handfeste schwarze Sicherheitsnadel verschämt zusammengehalten wurde. Er trug sie auch bei festlichen Anlässen, zu Kaisers Geburtstag, und sogar im Theater zu Don Carlos, wo wir andern mit frischgebügelten und drausgewachsenen Konfirmationsanzügen erschienen. Aber während wir unsere faulen Witze machten und Programmblätter im Schaukelflug ins Parkett hinabschickten, saß er mit glühenden Backen und bekam nasse Augen, als Marquis Posa vom König Gedankenfreiheit verlangte. Und ging still nach Hause. Mit der Sicherheitsnadel im Hosenboden, die zur Feier des Tages gegen eine neue, blanke vertauscht war.

Man wird es schon gemerkt haben: Dieses Original war kein Lehrer, sondern ein Schüler. Darin bestand seine besondere Originalität. Und die Sicherheitsnadel am Hosenboden war keine Schlamperei, sondern Trotz. Eine innere Auflehnung gegen die bürgerliche Ordnung.

Wir waren furchtbar stolz auf ihn. Die andern Klassen beneideten uns. Und als er eines Tages aus unerklärbarer Ursache mit einer anderen Hose ohne Loch und Sicherheitsnadel kam, waren wir empört und haben ihn ver-

prügelt. Das war dumm von uns. Denn beinahe hätte er daraufhin auf dieses Wahrzeichen verzichtet, aus Trotz gegen die Klasse. Aber der Trotz gegen die Schule war stärker.

Er hatte noch andere Ticks. Er redete unsere Erzieher niemals mit „Herr Professor“ oder „Herr Oberlehrer“ an. Sondern sagte mit kindlicher Stimme: Herr Lehrer. Dieses aber bescheiden in der dritten Person. Es war für uns ein erhebender Augenblick, wenn er sich manchmal in der Mathematikstunde mit seiner knochigen Länge erhob und mit sanfter Stimme erklärte: „Verzeihung, der Herr Lehrer hat einen Fehler gemacht.“

Er konnte sich das erlauben. Dieses und anderes. Er war ein ausgesprochener Talentflegel. Flegel waren wir alle, aber er verband damit eine geradezu pathologische Intelligenz, mit der er alles erschlug. Er war einer von denen, die es später im Leben schwer haben, weil ihnen in der Jugend alles zu leicht fiel.

Nur an sein Päng konnte die Schule sich nicht gewöhnen.

Er hatte in einer mathematischen Klassenarbeit eine besonders elegante Lösung gefunden und in der Freude seines Herzens hinter das Resultat das Wort „Päng“ geschrieben: „ $x=y$ ($a-b$). Päng.“

Es war ihm ganz in Gedanken herausgerutscht. Aber als es dastand, machte es ihm Spaß, und er ließ es stehen.

Päng war bei uns ein vielgebrauchtes Wort. Es hiess soviel wie basta oder hurra oder was-sagst-du-nun. Im mündlichen Unterricht konnte man es durchgehen lassen, wenn es auch keine mathematische Ausdrucksweise war. In einer Klassenarbeit war es fehl am Platze.

Unser Mathematiklehrer nahm es nicht tragisch und begnügte sich damit, durch das Päng einen wohlwollenden roten Strich zu machen.

Das hätte er lieber nicht tun sollen. In der nächsten Arbeit stand es wieder:

„Der Schnellzug braucht mithin sieben Stunden sechs- undvierzig Minuten. — Päng.“ Diesmal gab es einen mißbilligenden roten Kreis um das Wort. Einen Kreis, wie man ihn sonst um einen Klecks oder Schmutzfleck bekommt.

Die nächste Arbeit endigte wieder mit Päng. Da wurde der Mathematiker böse und schrieb dick und rot an den Rand: „Was heißt Päng?“

Unser Spatz blieb die Antwort schuldig. Er schrieb sein „Päng“ beharrlich hinter alle richtigen Lösungen. Und richtig waren seine Lösungen immer. Und der Mathematiklehrer griff zum Äussersten und schrieb an den Rand: „U. d. V.“

„U. d. V.“ war gefürchteter als Arrest. U. d. V. hiess: Unterschrift des Vaters und bedeutete häusliche Katastrophen.

Nicht bei Spatz. Einen Vater hatte er nicht, und seine Mutter hatte vor ihm, dem höheren Schüler, einen grenzenlosen Respekt. Sie krakelte glückstrahlend ihren Namen dahin, wo ihr Sohn mit dem Finger zeigte, und hielt es für eine besondere Auszeichnung.

Dann begann die Stufenleiter der Strafen:

Eintrag ins Klassenbuch.

Eine Stunde Arrest.

Zwei Stunden Arrest.

Schließlich Konferenz.

Die Konferenz fragte, warum er das tue. Er zuckte die Achseln.

Ob er das nicht unterlassen könne?

Doch.

Er tat es weiter. Nur ein einziges Mal schrieb er kein Päng hinter die Lösung; das war, als er die Höhe eines Turmes mit 0,0000073 Meter herausgerechnet hatte und zu faul war, den Fehler zu suchen. Aber das war nur eine Ausnahme, die die Regel bestätigte.

Das beharrliche „Päng“ kann sich keine Schule auf die Dauer bieten lassen. Man versuchte es mit Güte. Man war Pädagoge, Biologe, Psychologe. Man schloß mit ihm einen Vergleich: Wenn er seine Freude über eine gelungene Lösung durchaus nicht unterdrücken könne, dann soll ihm ein Ausrufungszeichen verstattet sein.

Unter der nächsten Arbeit stand wieder Päng! Aber Päng mit einem Ausrufungszeichen.

Da erkannte man, daß der Schüler einem unwiderstehlichen Drang gehorchte. Und ließ ihn gewähren. Lieber richtige Lösungen mit Päng als den pänglosen Unsinn, den die andern schrieben.

Im Grunde genommen: Es war gar kein Tick von ihm, kein unwiderstehlicher Drang. Sondern Trotz. Ein Stück Revolution.

Im Grunde genommen: Die Schule glaubte auch gar nicht an einen Tick. Sie tat nur so. Sie war die Klügere. Päng.

Der Willi und ich

Heute kann man es ruhig erzählen. Es ist schon so lange her und gar nicht mehr wahr, und es hat auch niemand davon erfahren; außerdem war ich damals ein ganz dummer Bengel, und der Willi, der ein volles Jahr älter war, hat mich nicht abgehalten, sondern mitgemacht und ist es eigentlich auch gewesen.

Der dicke runde Turm, der unser Städtchen mit Trinkwasser versorgte, war immer schon der Brennpunkt unserer Neugier. Turm ist Turm und der Inbegriff von Ritter- und Räuberromantik. Besonders wenn er abgeschlossen ist. Das war sein besonderer Reiz.

Eines Tages, als wir wieder einmal vorbeistrolchten, stand er offen. Das eiserne Türchen war frisch gestrichen, die Farbe sollte trocknen. Auf Zehenspitzen, mit verhaltenem Atem, schlüpfen wir hinein, der Willi und ich, kletterten die schmale Eisentreppe empor und standen dann oben auf der Galerie über der blanken Wasseroberfläche. Wir beugten uns über das Geländer, lachten über unser Spiegelbild, schnitten Fratzen und streckten uns die Zunge heraus. Damit waren die Möglichkeiten unseres Vergnügens erschöpft. Geheimnisse haben wir nicht entdeckt.

„Warum schließen die immer so sorgfältig ab?“

„Mensch, das ist doch Trinkwasser. Denk mal, was da alles passieren könnte.“

„Du meinst, jemand könnte —“

„Klar. Und alles Mögliche.“

Ehrfurchtsvoll blicken wir auf das Bassin. Wieviel Kubikmeter mögen das sein? Grundfläche mal Höhe — „Du Willi, hast du für den Molch schon die Strafarbeit?“

Der Molch war unser Mathematiklehrer, und die Strafarbeit hatten wir bekommen, weil wir ihm nasse Bonbons auf den Stuhl gelegt hatten. Aber er konnte uns nichts beweisen, und darum fühlten wir uns zu Unrecht bestraft und hatten eine Mordswut.

„Du —“

„Was?“

„Der Molch kriegt doch auch hiervon zu trinken?“

„Was soll das? Willst du Gift rein tun?“

„Quatsch. Gift natürlich nicht, aber — du, das wäre fein!“

„Ach so — —“

„Denk mal, wenn die das alle trinken müssen, der Molch und der Pavian und die blöden Affen von der Secunda und alle.“

„Du bist ein Ferkel.“

„Also paß mal auf, einer muß unten so lange aufpassen, damit niemand kommt, und der andere —“

Der Willi konnte sich der grandiosen Idee nicht länger verschließen. Ich ging hinunter und stand Schmiere, so lange, wie mir wohl nötig schien, und stieg dann beklommen und neugierig wieder nach oben. Der Willi machte ein dummes Gesicht. Zu sehen war natürlich nichts. Silbern und unschuldig lag der Wasserspiegel.

Dann machten wir uns auf die Beine. Wir waren außer uns vor Begeisterung. Jetzt trinken die das und wissen es nicht. Unsere ganze Rache gegen die Menschheit war

gestillt, für das laufende und kommende Schuljahr. Und wir waren die einzigen, die es wußten, wir konnten uns einrichten, man braucht ja kein Wasser zu trinken. Der Willi meinte das auch.

Zum Abendbrot gab es Tee. Ich hatte nie darüber nachgedacht, aber jetzt fiel es mir ein, daß Tee mit Wasser aufgeschüttet wird. Ich ließ ihn stehen. Tee regt abends so auf.

„Was sind das für neue Ansichten“, brummte der Vater. „Meinethalben trink Wasser.“

Nein, das wollte ich auch nicht. Schlimm genug, daß es die andern taten.

Das war überhaupt eine faule Geschichte. Ich kam langsam dahinter: Was ich dem Molch und meinen Feinden zudedacht hatte, traf auch die andern. Gewiß, wer es nicht weiß, den macht es nicht heiß. Aber der Molch und die wußten es ja auch nicht.

Und trotzdem war es ein erhabenes Gefühl. Und ausserdem eine große Sache. Ich hatte der ganzen Stadt was angetan. Ich und der Willi. Was wird die Klasse dazu sagen?

Auch den Kaffee am nächsten Morgen lehnte ich ab. Ob ich nicht ein Glas Milch haben könnte, wir hätten in der Schule gelernt, das wäre besser für Kinder und so.

„Milch bekommst du in den Kaffee“, entschied die Mutter.

Die Butterbrote rutschten nicht, ich ging ungefrühstückt zur Schule.

Inzwischen hatte ich noch eine böse Entdeckung gemacht: Ich durfte von meiner Heldentat gar nichts erzählen. Ich hätte Klassenhiebe, Schulhiebe, Stadthiebe

bekommen. Nun machte mir der Wasserturm gar keinen Spaß mehr, wo ich doch nicht damit prahlen konnte.

Um zehn Uhr drängten sich die andern um den Wasserkranen. Ich stand durstig dabei und wußte nicht, ob ich sie beneiden oder bedauern sollte. In der Zwölfuhrpause hielt ich es nicht mehr aus, ich hatte fast vierundzwanzig Stunden nichts mehr getrunken, die Zunge klebte mir am Gaumen. Ich schlüpfte auf die Straße und trank von meinen spärlichen Sonntagsgroschen ein Glas Bier. Milch zu bestellen hätte ich mich geschämt. Bier habe ich bis dahin nicht gemocht, es war mir dumm und bitter vorgekommen. Jetzt schmeckte es famos, und ich trank noch eins, weil ich solchen Durst hatte.

Zwei Glas Bier auf einen nüchternen dreizehnjährigen Magen ist nicht das richtige. In der letzten Stunde schlief ich ein, und der Molch machte mir einen furchtbaren Krach. Der hatte gut reden, der hatte Kaffee oder Wasser getrunken. Aber was für Wasser. Der Gedanke entschädigte mich.

Am Mittag ging ich wie gewöhnlich in die Küche und sah, wie die Mutter Wasser an den Braten goß. Nun, man braucht keinen Braten. Aber die Suppe war sicher auch mit Wasser gekocht, bestimmt sogar. Alles wird mit Wasser gekocht. Und da stand auch noch das Wasser vom Spinat. Wasser ringsum!

Ich aß nichts und markierte Kopfschmerzen. Das lernt man in der Schule. Meinem Vater wurde es jetzt zu dumm, er guckte mir in den Hals, und ich mußte ihn sagen. Resultat: Zwei schallende Backpfeifen. Er muß wohl das Bier gerochen haben. Also darum hatte ich keinen Appetit. Mein Taschengeld wurde beschlag-

nahmt, und nun war ich gespannt, ob ich schneller verhungern oder verdursten würde.

Auf den Willi hatte ich eine Wut. Der war es doch eigentlich gewesen. Und er schien sich nichts draus zu machen und aß und trank, was er wollte. Aber bei ihm war das auch etwas anders. Allerdings, ich an seiner Stelle — aber er muß es ja wissen.

Nach drei Tagen war ich ausgehungert und ausgedörzt wie ein Fakir. Und dann sah ich meine Mutter an der Wasserleitung und Wasser trinken, viel Wasser, denn sie war eine fleißige Frau und kam leicht in Hitze.

Da hielt es mich nicht länger, und ich ging zum Wasserwerksdirektor. Es war nicht leicht für einen Krott wie mich, den hohen Herrn persönlich zu sprechen. Es ging auch nur, weil ich fruchtbar geheimnisvoll und aufgeregt war.

„Herr Direktor. Sie müssen das Wasser ablassen!“

„Nanu? Jemand krank geworden?“

„Das natürlich nicht. Aber das Wasser ist nicht in Ordnung. Das heißt, nicht ganz in Ordnung.“

Als ich es glücklich heraus hatte — es war nicht einfach, mich hier gebildet genug auszudrücken — war ich knallrot und erwartete, daß der Himmel einfiel. Er tat es nicht, auch der Wasserdirektor sank nicht vom Stuhl, sondern verzog keine Miene. Vielleicht glaubte er mir nicht. Ich gab ihm mein Ehrenwort, aber auch das machte keinen Eindruck.

„Schön, wir können das Wasser ja mal ablassen.“

„Herr Direktor, es muß aber sofort geschehen. Darf ich helfen?“

„Geh schön nach Hause. Aber du brauchst nicht drüber zu reden. Sonst kommst du ins Zuchthaus. Verstanden?“

Ich legte mich auf die Lauer. Aber ich konnte nicht feststellen, ob das Wasser wirklich erneuert wurde. Schließlich lief ich zum Willi. Der verstand gar nicht, warum ich heulte.

„Mensch, du bist ja verrückt! Das soll auch was sein, so ein bißchen Spucke auf so viel Wasser.“

„Wieso Spucke? Hast du da rein gespuckt?“

„Ja, was meinst du denn sonst?“

„Ich? — Och — nichts.“

Was ich zu essen und trinken versäumte, habe ich schnell nachgeholt. Aber wenn ich heute darüber nachdenke, bin ich wirklich im Zweifel, ob er es nicht doch getan hat. Heute ist er Landrat.

Der Pulverkopf

Das war damals, als es noch die guten alten Polizeisergeanten gab, mit roten Aufschlägen auf blauem Tuch, mit langen Säbeln und blitzenden Pickelhauben, die in eine Christbaumspitze endeten. Ich will nichts gegen unsere Schupos gesagt haben, es sind prachtvoll gewachsene Leute mit eisernen Gesichtern, und verdammt sachlich. Die Polizeisergeanten von ehemals waren in allem das genaue Gegenteil, sie waren Individualitäten. Manchmal sogar Originale. Und dann hießen sie dementsprechend: Drahtschnauz, Gummifut, oder gar Pulverkopf. Und waren unentbehrliche Inventarstücke ihres Reviers.

Der Pulverkopf hatte sicher noch einen richtigen Namen. Aber den wußte niemand. Vielleicht stand er im Adressbuch.

Der Pulverkopf bestand im wesentlichen aus Bauch. Von weitem sah er aus wie eine blaue Kugel, an deren Vorderseite ein Meridian von goldblanken Knöpfen herunterlief. Seine Beine waren kurz und gespreizt wie bei einem Weckmann. Die Ärmchen standen steil nach der Seite und waren gerade lang genug, um das feldwebelmässig zwischen dem dritten und vierten Uniformknopf steckende Notizbuch zu greifen. Das Beste aber war der Kopf, kugelig, prall, und unbehaart von allen Seiten. Und von einem leuchtenden Knallenrot, als wolle er explodieren. Das ist Dienstfeifer, sagten die einen, das ist

vom engen Kragen, sagten andere; das ist von ganz was anderem, sagten die Bösen.

Eine Schönheit war er jedenfalls nicht, der Pulverkopf. Aber unbestreitbar dekorativ. Besonders wenn er auf seinem Inspektionsgang die Straßen entlang stappelte, immer mitten auf dem Fahrdamm. Von dort aus konnte er die Straße, die Häuser und die Ascheeimer am besten übersehen. Und alle Leute sahen, daß er da war. Autos, die ihn hätten anfahren können, gab es noch nicht. Und wenn es welche gegeben hätte, sie hätten sich gehütet. Denn darin verstand der Pulverkopf keinen Spaß. Er verstand überhaupt keinen Spaß und hielt streng auf Ordnung und Sitte.

Insonderheit bei der Jugend, deren Beruf es bekanntlich ist, gegen Zucht und Ordnung zu verstoßen. „Pulverkopf“ war der Schreckensruf, vor dem die übelste Horde sofort in alle Winde zerstob. Pulverkopf ersetzte auch den „schwarzen Mann“, mit dem man unartige Kinder schreckte und in Schlaf jagte. Wenn sie größer wurden, entdeckten sie allerdings an seiner Allgewalt einen Mangel, seine kurzen Beine. Nein, im Laufen war Pulverkopf nicht auf der Höhe. Aber für Verbrecherjagden war er nicht angestellt. Und das Einfangen von bösen Buben hatte er sich längst abgewöhnt. Nur wenn sie „Habuh Pulverkopf“ hinter ihm herriefen und blitzschnell um die Ecke verschwanden, bekam sein roter Kopf einen deutlichen Schimmer ins Violette.

Wir wissen, daß große Herrscher der Weltgeschichte unter dem Pantöffelchen einer Frau standen. Pulverkopf hatte überall etwas zu sagen — nur nicht zu Hause. Dort regierte seine Frau, dort war er ein geduldetes, volumi-

nöses Nichts. Es war, als ob er seinen Vorrat an Autorität in seinem Dienstrevier restlos verausgabte, und ihm für zu Hause nichts mehr übrigblieb. Vielleicht war es auch umgekehrt, daß er sein zu Hause unterdrücktes Machtgefühl draußen im Revier abreagierte.

An jenem denkwürdigen Tage aber geschah das Unerhörte.

Pulverkopf war ohnehin schlechter Laune. Auf dem Kirchplatz war Fußball gespielt worden, und in der Kronenstraße hatten die Jungens auf den Klingelknöpfen friedlicher Bürgerhäuser Klavier gespielt und Holzspänchen eingeklemmt. Und kurz vor seinem Hause hatte ihn auch noch die Frau Dahlbender angefallen: „Dat war aber sinnig von Euch, Herr Serschant, jleich ein Protokoll wegen so ein bißchen Bettzeug. Und überhaupt, Eure Frau hat selber ein Teppich im Fenster hängen. Aber natürlich, die darf dat! Dafür ist et auch die Frau Polizeiserschant.“

Darf die das?

In dieser Stimmung kam Pulverkopf nach Hause. Seine Frau war beim Bügeln.

„Emilie, was hängt da aus dem Fenster?“

„Du hast ja Augen im Kopp!“

„Kannst du das nicht vielleicht entfernen?“

„Nein!“

Pulverkopf hätte besser getan, an dieser günstigen Stelle das Gespräch abubrechen. Aber er ließ nicht locker. „Ich muss dich schon bitten, den Bettvorleger aus dem Fenster zu nehmen. Die ganze Straße hat sich schon beschwert.“

„Von mir aus“, sagte Frau Pulverkopf und bügelte weiter.

Da geschah es. Polizeisergeant Pulverkopf vergaß plötzlich, daß er zu Hause war; er fühlte nur noch, daß er einen Helm auf dem Kopfe und einen Säbel an der Seite hat und staatliches Hoheitsrecht verwaltet. „So! — So!! — Dann muß ich mal ein bißchen dienstlich werden. Das Heraushängen von Betten oder sonstigen Gegenständen aus den zur Straße gelegenen Fenstern ist nach Paragraph siebzehn Ziffer vier der Polizeiverordnung vom neunten Februar eintausendachthundertsechundsiebzig verboten. Ich verwarne Sie hiermit und fordere Sie auf, den fraglichen Gegenstand unverzüglich aus dem Fenster zu entfernen.“

„Paragraph“ hat er gesagt. Und „Sie“ hatte er gesagt. Frau Pulverkopf nahm keine Notiz davon. Das Bügeln einer Schürze mit Festonbesatz nahm sie völlig in Anspruch.

Beim Pulverkopf aber trat die berühmte Violettfärbung ein. Das hatte er noch nicht erlebt, daß man seine polizeilichen Anordnungen mißachtete. Das war Auflehnung gegen die Staatsgewalt. Das grenzte an Revolution! Jetzt hatte er den Dienstweg beschritten und konnte nicht mehr zurück. Und seine Frau sollte einmal sehen, wer er überhaupt war, welche Machtfülle er besaß — wenn es auch nur eine vom Staate verliehene Macht war. Und der Inspektor sollte sehen, was für ein mutiger Mann er war.

Er sagte nichts mehr. Mit einem Ruck zog er zwischen den Uniformknöpfen das dicke Notizbuch hervor.

Und machte seiner Frau ein Protokoll.

Einige Stunden später befand sich die Meldung bereits im Geschäftsgang. Nach neun Tagen kam das Strafman-

dat: Aber nicht über drei Mark, wie üblich und erwartet, sondern über zwanzig.

Zwanzig Mark!

Das war aus erzieherischen Gründen geschehen. Zum Abgewöhnen. — Wem wollte man abgewöhnen?

Als Pulverkopf das Strafmandat beebang seiner gestrengen Hälfte amtlich zustellte, verzog sie keine Miene. „Sieh nur zu, daß du das rechtzeitig bezahlst“, sagte sie und legte ihren Bettvorleger zum Fenster hinaus.

Die Leute, die die Eide schwören

Die Hauptperson im Prozeß ist der Zeuge. Eigentlich hat er nichts damit zu tun, ihn geht der ganze Prozeß nichts an. Und doch kann man ohne ihn nicht auskommen. Ohne den guten Zeugen. Der Richter ist immer gut; andernfalls geht man in die Berufung. Den guten Anwalt kann man sich aussuchen, unter Dutzenden, Hunderten. Aber den guten Zeugen muß man haben. Er ist ein Geschenk des Himmels.

Der Zeuge kommt meist im Plural vor und steht dann als schwatzende Gruppe in den Gerichtsgängen. Man hat ihn in verschiedenen Sorten und Qualitäten.

Der wichtige Zeuge. Wichtig, weil er sich so vor- kommt. Er weiß, daß der Prozeß nur seinetwegen da ist. Er brennt darauf und kann es nicht erwarten. Er erzählt seine Aussage jedem, der sie wissen und nicht wissen will: dem Kollegen im Büro, dem Kegelfreund am Biertisch, dem Gegenüber in der Untergrund. Natürlich renommiert er ein bißchen, macht was dazu, rundet ab. Seine Aussage wird bei jedem Erzählen mehr. — Und wenn er schließlich vor dem Richter steht, dann weiß er nicht mehr, was er weiß, sondern nur, was er siebendundachtzigmal erzählt hat.

Der ängstliche Zeuge. Er hat noch nie mit Gericht und so zu tun gehabt — Gott sei Dank nicht — und empfindet seine Ladung als Schicksalsschlag. Er bereitet sich fleißig auf die entsetzliche Prüfung vor.

Seine Kinder und Verwandten helfen ihm, seine Aussage wird von der ältesten Tochter unter möglichster Vermeidung von Schreib- und Sprachfehlern zu Papier gebracht. Die Nacht vor dem Termin schläft er nicht, beim Aufruf schwenkt er seinen geschriebenen Aufsatz wie eine Friedensfahne — und versteht die Welt nicht mehr, wenn man ihn auffordert, auswendig zu erzählen. Das hat er schon in der Schule nicht gekonnt, und hier ist kein Hintermann, der ihm vorsagt, keine Bank, die seinen Spickzettel deckt. Und dann fangen sie auch an zu fragen, der Herr Vorsitzende, der Herr Staatsanwalt, der Herr Verteidiger, der Herr Angeklagte — sechs gegen einen. Er wundert sich, daß er mit dem Leben davonkommt.

Der Kronzeuge. In der englischen Justiz ist es der Mittäter, der gegen seinen Komplizen zeugt und dafür straffrei ist. Bei uns der Universalzeuge, der von seiner Partei immer und für alles benannt wird. Vielfach die Stenotypistin oder Privatsekretärin, mit Betonung auf „Privat“. Wenn sie noch nicht lange im Fach ist, wundert sie sich über die Ladung und geht zum Chef. Dort bekommt sie das Gedächtnis aufgefrischt: „Aber Sie waren doch im Zimmer, Sie müssen das doch mit gehört haben! Nicht drauf geachtet? Angestellte, die nicht acht geben, kann ich nicht gebrauchen. Sie erinnern sich nicht? Angestellte mit Gedächtnisschwäche kann ich erst recht nicht brauchen. Liebes Fräulein, passen Sie mal auf.“ — Fräulein Meier ist ein liebes Fräulein und eine brauchbare Angestellte. Sie paßt auf wie ein Schießhund, und weiß nach zehn Minuten ganz genau, was sie damals gehört hat.

Der Polizeibeamte. Man erkennt ihn sofort,

auch in Zivil. Er kann die Eidesformel auswendig und beginnt seine Aussage: „An dem fraglichen Tage“ — Daß er keinen Widerspruch verträgt und böse wird, wenn man ihm Querfragen stellt, unterscheidet ihn allerdings nicht von andern Zeugen.

Die fesche Zeugin. Sie will nicht aussagen, sondern aussehen. Was trägt man zur Zeugenvernehmung? Sie blättert Journale, konsultiert ihren Anwalt, fragt den Schneider. Capeform in Nutria, mit Moirebändern geschlossen und passendem Barett als Ergänzung zum grünen Wollkleid, kurzer Schleier, weisser Glacéhandschuh, wird beim Schwören ausgezogen, dezentes make-up, geheimnisvolles Mona-Lisa-Lächeln. So rauscht man vor, trägt eine leise Duftwolke an den Richtertisch, alles reckt die Hälse: „Wer ist diese Frau?“

So stellt sie es sich vor. Es kommt anders: „Ach, auf Frau X können wir wohl verzichten.“ — Da steht sie nun in ihrem neuen Vernehmungskostüm. Man verzichtet? Was heißt das?

Der zeugende Künstler. Homespun, orangerauh, kokett graue Schläfen. Federschritt. Er ist Maler von Ruf. Professor.

Eheprozeß. Ob er vielleicht mit der Beklagten —?

„Ich kann mich der Dame nicht entsinnen. Wenn es aber richtig ist, daß ich sie einmal gemalt habe, dann — hm — möchte ich auf die Frage lieber die Aussage verweigern.“

Die geistig Minderbemittelte. Mit der Aussage geht es zur Not. Aber schwören ist schwer. Das hat sie noch nicht gehabt.

Richter: Sprechen Sie nach: — Ich schwöre —

Zeugin: (glotzt).

Richter: Sie sollen nachsprechen: — Ich schwöre —

Zeugin: Ich schwöre —

Richter: Daß ich nach bestem Wissen —

Zeugin: Daß ich am besten wissen —

Richter: Nein! — Daß — ich — nach — bestem Wissen —

Zeugin: Daß — Sie — nach — bestem — Wissen —

Richter: Ach was, nicht ich, sondern Sie — ich meine umgekehrt, ich — oder vielmehr — (wird selbst konfus).

Also sprechen Sie: Nach — bestem — Wissen —

Zeugin: Nach bestem Wissen —

Richter: Die reine Wahrheit gesagt —

Zeugin: Jawohl.

Richter: Sie sollen nachsprechen: Die — reine — Wahrheit — gesagt —

Zeugin (dem Weinen nahe): Die — reine — Wahrheit — gesagt —

Richter: Und nichts verschwiegen habe.

Zeugin: Nein, hab ich auch nicht.

Richter (außer Fassung): Sie sollen stumpfsinnig nachsprechen: Und — nichts — verschwiegen — habe.

Zeugin (wie ein Schulkind plappernd): Und — nichts — verschwiegen — habe.

Richter: (läßt sich erschöpft in den Stuhl fallen): Gott sei Dank!

Zeugin (immer noch nachsprechend und mit erhobener Schwurhand): Gott — sei — Dank.

Der ritterliche Zeuge: Ob er mit der Klägerin in unerlaubten Beziehungen gestanden habe? Er umfängt

die schöne Frau mit einem flammenden Blick und schlägt die Hacken zusammen: „Bedaure — nein.“

Der ideale Zeuge. Er ist weder wichtig noch ängstlich, weder fesch noch minderbemittelt, weder galant noch künstlerisch. Er ist nur Wahrheit. Er hat im stillen Kämmerlein sein Gedächtnis durchforscht. Er weiß genau, was er weiß und nicht weiß. Er ist ohne Falsch und Fehle. Auf seine Aussage kann man Häuser, Welten bauen.

Er hat nur einen Fehler: Ihn gibt es nicht.

Ferien vom Du

„Ferien vom Ich“ soll man machen? Ich bin, wie immer, anderer Ansicht.

Wenn wir ehrlich sein wollen: wir haben ohnehin viel zu wenig Ich. Wir sind Zeitgenosse, Berufsgenosse, Familienvater, Nachbar, Mitglied und was weiß ich. Wir stehen in tausenderlei Diensten und Bindungen, wir tun nicht, was wir möchten, sondern was wir sollen und dürfen und müssen. Unser kleines, armes Ich ist umdrängt und eingeklemmt von vielen anderen Ichs und kann nicht mehr japsen.

Nicht Ferien vom Ich tun uns not, sondern Ferien zum Ich.

Ferien zum Ich aber bedeuten: Ferien vom Du.

Denn die „Dus“ sind es, die unser Ich einschränken, erdrosseln. Da ist das grosse klare Du der amtlichen Gattin, das gleichberechtigte, vielleicht sogar das vorgesetzte Du. Dann sind es die mehr oder weniger zahlreichen kleinen, aber um so lebhafteren Dus der Sprösslinge, die unsere Frackschöße zerren. Vielleicht ist es auch nur das sanfte, aber um so anspruchsvollere Du-chen der unverbindlichen Freundin.

Ferien sind kein Amüsemang, sondern körperliche und seelische Hygiene. Ein kurzer, aber kräftiger Ausgleich für die notwendige Einseitigkeit des normalen Lebens. Wer zuviel in Trab ist, wird sich in den Ferien auf den Rücken legen; der Schreibsesselmensch hingegen klettert

auf die Berge. Der Vereinsamte mag sich in Geselligkeit stürzen, vielleicht sich in den Ferien auch vorübergehend verzweisamen; der übermäßig Verheiratete aber geht in die Ferien vom Du.

Übermäßig verheiratet ist jeder, der es nicht weiß, ja sogar entrüstet abstreitet. Gerade das ist der beste Beweis. Er weiß nicht mehr, was es heißt, aufzustehen und zu Bett zu gehen, wann man will, zu essen und zu trinken, wie man will, zu gehen, wohin man will, und zu schweigen und zu reden, wann und was man will. Er weiß nicht mehr, was Wollen heißt, er kennt nur noch Müssen und Sollen und Können und Dürfen.

Die Ferien vom Du darf man freilich nicht missbrauchen, sich nicht an Stelle des abgehängten grossen Du ein anderes interimistisches Duchen anhängen. Das wäre schofel. Und gefährlich obendrein. Ferien vom Du ist nicht identisch mit Eheurlaub.

Zu den Ferien vom Du gehören allerdings zwei: Erstens die Ferien und zweitens das Du, das man anstandshalber fragen muß. Vielleicht ist es ein liebes und verständiges Du. Vielleicht erhebt das Du selber Anspruch auf Ferien vom Du; man kann es ihm auch hintenherum einreden, und der geschickte Diplomat fängt überhaupt die Sache von dieser Seite her an. Vielleicht aber hat unser Du Mißtrauen. Natürlich grundlos: Wir können auf unser untadeliges Vorleben verweisen. Aber vielleicht haben wir uns nicht kriegen lassen. Sagt unser Du. Oder wir wollen jetzt das Versäumte nachholen. Sagt unser Du. Frauen sind merkwürdig. Sie wollen alle einen Don Juan zum Manne — aber einen für sich allein.

Gegen Mißtrauen hilft keine Logik. Man muß den

Mut haben. Aber gerade die, denen die Ferien vom Du am nötigsten sind, haben diesen Mut nicht zur Hand. Denn der Mut hat seinen Sitz in dem kleinen, erdrosselten Ich.

Und wenn es gar nicht anders geht, wenn unser großes vorgesetztes Du meint, wir würden die Ferien vom Du nicht vertragen, dann tut es zur Not auch eine schwächere Dosis, eine mildere Form: Ferien mit getrennten Zimmern. Dann ist man wenigstens Herr seiner vier Wände und darf tausend Dinge, die man sonst nicht darf: den Anzug hinschmeißen, mit den Schuhen auf den Diwan, im Bett rauchen, lesen, schnarchen, vorzeitig aufstehen und mit einem Körbchen selbstgepflückter Erdbeeren zum Kaffee erscheinen, oder bis zum Mittagessen pennen. Man hat partielle Ferien vom Du und trifft die Gattin tagsüber wie eine gute Bekannte oder liebe Freundin. Und bleibt immerhin unter Kontrolle.

Aber das alles ist nur Halbheit, Notbehelf. Radikale Ferien vom Du sind besser, wirkungsvoller, nachhaltiger. Am schönsten daran freilich ist das Ende, und das ist ja auch der eigentliche Zweck der Übung: Die erste Woche fühlt man sich wie ein Gott in Frankreich, tobt seinen junggeselligen Willen aus und möchte nach Argentinien auskratzen. In der zweiten Woche findet man schon ein Haar in der Suppe, vielleicht auch ganze Büschel. In der dritten Woche zählt man die Tage und tut stille Abbitte; in der vierten hält man es nicht mehr aus und geht an den Wänden hoch. Stirbt vor Sehnsucht nach den Küssen der Gattin und dem Geplapper der Kindlein. Und ist restlos und für alle Ewigkeit geheilt.

Bis zum nächsten Jahr.

Man muß es richtig machen

Ich habe mir die schönste Sommerfrische ausgesucht, die aufzutreiben war. Ich habe alle erreichbaren Prospekte, Führer, Lexika und Atlanten ausgebrütet. Ich erfuhr, daß Deutschland viele Schweizen hat, eine sächsische, fränkische, holsteinische und so weiter, die Schweizer Schweiz ist nichts dagegen, und jeder Ort, der auf sich hält, sich Perle nennt, Perle des Sauerlandes, der Saale, der Eifel, der Ostsee; ich weiß nicht, welche Stelle den Titel verleiht, aber sie ist sicher stark beschäftigt. Und alle haben noch ihre Spezialtugenden, der eine beruft sich auf Hermann den Cherusker, der andere hat ein neues Gymnasium, der dritte keine Fabrik, der vierte „eine zahlreiche Kuhherde, die täglich auf würzige Weide getrieben wird und ausgiebig für frische Milch sorgt“, der fünfte renommiert: „Die Besucher genießen die Höhenluft ständig, auch während des Schlafes.“

Die Luft auch während des Schlafes hätte mich bestochen, wenn ich nicht noch ein schöneres Prospekt gefunden hätte. „Die Kurkarten sind immer bei sich zu führen.“ Das leuchtete mir ein. Kurkarten, die nicht bei sich sind, verfehlen ihren Zweck, und wenn sie gar außer sich sind, stören sie die Ruhe. Wohlgemerkt, dies schreibt nicht ein internationales Bad, das sieben Sprachen spricht und für die schlechten Deutschen schlechte Übersetzungen bereit hält. Das ist Kurdeutsch.

Für diesen Ort entschied ich mich. Wo man so schlecht schreibt, wird sicher gut gekocht.

Man muß das richtig machen. Ich melde mich nicht vorher an. Ich will wissen, wo ich logiere, ob mein Zimmer neben der Küche oder anderen geräuschvollen Lokali-
täten liegt, ob es Aussicht auf den Dunghaufen oder den Ansichtskartenmann hat. Ich miete, wenn ich gesehen habe.

Meine „Perle“ hat vierzehn Hotels und zweiunddreißig Pensionen. Sechszundvierzig Hausdiener — oder ein paar weniger — würden an der Bahn sein, eine reiche Auswahl-
sendung, aus der ich mir den freundlichsten, pausbäckigsten heraussuche. So hatte ich mir das gedacht.

Als ich ankam, brannte auf dem Bahnhof noch eine Lampe. Von Hausdienern keine Spur, aber der einzige Bahnbeamte erbarmt sich meines Handgepäck-
s und wünscht mir viel Glück.

Nicht als ob der Ort schon schlafen gegangen wäre. Das Tal schimmerte in tausend Lichtern, aus allen Fenstern kam Lärm, Lachen, Musik und Tanz, und auf den Straßen liefen lustige und überlustige Leute. Nur für mich, den späten Kurgast, hatte man kein Interesse. Das Sommerwetter hatte seine Schuldigkeit getan, das letzte Bett war ausverkauft. Wie ein Landstreicher irrte ich von Haus zu Haus.

Gegen zwei Uhr fand ich ein mitleidiges Hotel, das sich irgendwie verpflichtet fühlte, mir unter vielen Entschuldigungen und Vorbehalten ein Notquartier zu rich-

ten. Die Dachkammer hatte ich bereits im Film oder Traum gesehen, die Fensterluke war ohne Glas, der leuchtende Sternenhimmel zwinkerte ungeniert hinein, auf dem Holzstuhl stand ein Wassernäpfchen, und das Bett war eine Marterbank. Da tät ich mich der Sünden fürchten. Als ich darin dem strahlenden Morgen entgegenwachte, fand ich an der Wand statt des Spiegels das Plakat der gestrigen Festlichkeit: Tag des Gastes.

Die Nacht war nicht des Gastes und kostete drei Mark, ohne Bedienung und Kurabgabe.

*

Ich muß ein Geständnis machen: Ich war nicht allein. Ich hatte mir eine Begleiterin mitgebracht. Für alle Fälle. Eine, die meine Gewohnheiten kennt und meine Launen erträgt und nur den einen kleinen Fehler hat: daß sie meine Frau ist.

Ich weiss nicht, woran es liegt, aber wir wurden in den ersten Tagen etwas — fragend behandelt und hatten unseren Spaß daran. Um den Verdacht zu verstärken, taten wir neu. Der Oberkellner freute sich schon auf das Schweigetränkgeld, und wir kamen uns furchtbar verboten vor. Als nach zwei Tagen unsere erste Post kam, war der Spuk vorbei, und nun behandelt man uns hochachtungsvoll, aber ohne Staunen. Das Staunen war auf unserer Seite, als am Abend unter unserem Zimmer die Hauskapelle loslegte.

Ist das immer?

Nee. Nicht immer. Bloß am Abend.

Jeden Abend?

Nee. Nicht jeden. Bloß Sonntags. Und Dienstag. Und

Donnerstag. Und natürlich Sonnabend. Manchmal auch Mittwoch. Sonst ist nur Radio.

Es war gut so. Man muß sich in der Sommerfrische abhärten. Auch mit den Ohren. Sonst erträgt man später die Grosstadt nicht.

Man muß das richtig machen.

Die wichtigsten Kurmittel sind Barometer und Ansichtskarten.

Die Ansichtskarten dienen der geistigen Bewegung. Man hat vierzehn Bekannte. Jeder muß eine andere Karte bekommen, und jedem muß man etwas anderes schreiben. Köpfchen, Köpfchen!

Man muß? Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Vierzehn gegenseitig zueinander laufen und Text und Ansicht vergleichen. Ich bin nicht dumm genug, mir die schönsten Augen- und Fernblicke zu verschreiben. Ich wähle die imposanteste Karte, vierzehnmal dieselbe, und schreibe darauf den konfektionierten Einheitstext, vierzehnmal am laufenden Band. Es geht schnell und ohne geistige Unkosten, und keiner kann auf den anderen neidisch sein.

Das Barometer dient dem Wetter. Die Barometer der Kurorte sind Optimisten. Sie haben Anweisung von der Direktion. Bei gutem Wetter stehen sie aberwitzig hoch, dort, wo schon keine Schrift mehr ist, und wenn es stürmt und gießt, gehen sie tiefstens bis Schönwetter. Jeder Vorübergehende fühlt sich verpflichtet, daran zu klopfen; dem Wetter ist das gleichgültig, aber das Barometer wird meschugge davon.

Ein besserer Wetterprophet ist das Gasthausessen. Es ist umgekehrt proportional dem Wetter. Und tut recht daran. Bei freundlicher Sonne ist Essen Nebensache, der Wirt kann daran ungestraft sparen. Wenn aber üppige Filets und schneeige Hühnerbrüste erscheinen mit überwältigenden Süßspeisen, dann, o Freund, drohen Regen und Abreise.

Man muß es richtig machen. Natürlich will man sparen. Auch in der Sommerfrische. Sonst würde man nach Lugano gehen. Nur ein gutes Bett muß man haben. Auch wenn es ein paar Groschen mehr kostet. Wer nicht schläft, hat keine Erholung, und wenn man sich künstliche Bettschwere besorgt, wird es noch teurer und ist nicht kurgemäß.

Allerdings muß man auch ein vernünftiges Zimmer haben. Selbst wenn es ein paar Groschen mehr kostet. Im Zimmer verbringt man einschließlich Schlafen die Hälfte seiner Zeit. In einer armselig stickigen Bude kann man nicht gedeihen.

Und ordentlich essen muß man natürlich erst recht. Auch wenn es ein paar Groschen mehr kostet. Man will kein Fett ansetzen, aber man will auch nicht hungern und von Kräften kommen.

Und dann der schöne Durst! Man muß ihn ausnutzen. Auch wenn er ein paar Groschen mehr kostet. Quellwasser ist poetisch, aber ich trinke es lieber verarbeitet als Kaffee oder Bier. Oder durch den Leib der Pflanze gegangen als Wein. Dann ist es ohne Bazillen, und ich muß mich doch meiner Familie erhalten. So gleichen

sich Sommer und Winter aus: Im Winter kostet die Heizung, im Sommer der Durst.

Und schließlich darf man auch nicht mit den Trinkgeldern knausern. Selbst wenn es ein paar Groschen mehr kostet. Man läßt sich nicht lumpen und will freundliche Gesichter sehen. Auch das gehört zur Kur.

Es kostet alles nur ein paar Groschen mehr. Hier und dort und überall. Der Voranschlag wird heftig überschritten. Man kann es auch vorher mit einkalkulieren. Aber dann kostet es trotzdem wieder ein paar Groschen mehr. Für alles muß man zahlen. Auch Herrn Goethe ist das aufgefallen:

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut keiner was zulieb.
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gib.

*

Die Neunmalklugen bleiben zu Hause. Sie lassen alles um sich herum wegfahren und sind Herr der großen, leeren, schönen Städte. Sie werden nicht durch frühzeitige Hühner geweckt, sie brauchen nicht aufzustehen und auf keinen Berg und in kein Freibad, sie brauchen keine Pilze zu sammeln, noch die gesammelten zu essen, sie brauchen nicht ins Café Lämmerzahl zum Flirten, noch ins Schwarzwaldhotel zum Ballontanz. Sie brauchen gar nichts, und wenn schlechtes Wetter kommt, denken sie an die anderen und mästen sich an Schadenfreude. Sie finden keine Fliege in der Suppe, keine Wochenrechnung unter dem Teller, sie können jeden

Abend die zwei gesparten Fünfmarkstücke aufeinander-
türmen, bis eine stattliche Säule daraus wird. Eine Säule
des Wohlstandes und der Zukunft.

Ich habe manchen Zuhausebleiber gesehen, mich selbst
und andere. Die Säulen habe ich bei keinem gefunden.

Norderney am Rhein

In meiner Jugend war das ganz anders. Baden tat man in der Badewanne oder im Seebad. In der Badewanne war man für sich, in der See gewissermaßen auch. Herren- und Damenbad lagen an entgegengesetzten Enden der Insel, und das Damenbad war auf Kilometer hinaus durch Stacheldraht gesichert. Ich selbst bin darin hängengeblieben. Es war eine Festung.

Doch es hatte sich herumgesprochen: Von einer ganz bestimmten Dünen spitze aus, mit einem guten Teleskop, zwischen Mulden und Senkungen hindurch, konnte man bei gutem Wetter ein paar Quadratmeter Damenstrand sehen. Es war in der Tat sehenswert. Ein Damenbadeanzug der damaligen Zeit bestand aus einem dickstoffigen, schlotternden Sack, der oben am Kinn und unten am Knöchel zugebunden war. Darüber noch ein Röckchen in mehreren Etagen. Nur starke Damen konnten die Last tragen. Damals waren die Damen stark. Einen zweiten, kleineren Sack trugen sie auf dem Kopf. Er war aus gelbem Ölstoff und mit Pompons verziert und barg der Locken schwere Pracht.

Besagte Dünen spitze war täglich schwarz von heimlichen Männern und Fernrohren. Sie hielt dem Andrang auf die Dauer nicht stand, wurde allmählich niedergetreten und nutzte sich zusehends ab. Eines Tages war sie nicht mehr hoch genug, und man schritt zur Gründung des Familienbades.

Heute hat jedes Dorf sein eigenes Norderney. Der Rhein ist besonders geeignet, die weißen Dampfer und schwarzen Schlepper sorgen eifrig für Brandung, die Wasser rauschen und schwappen um die Kribben, es riecht förmlich nach Salz und Seetang. Die Rheinwiesen sind sonnig und sandig und weit, und wippende Weidenbüsche geben lustige Umkleidekabinen.

Man kann auch zwei Fahrräder auf den Kopf stellen und Decken und Laken darüber spannen. Dann hat man ein Zelt, unter dem sich ein handfestes Familienleben entwickelt. Die Oma kocht, die Tante badet die Kinder, der Vater schimpft, und Mutter liegt in der Sonne. So hat jeder zu tun.

Da ist eine, die läuft herum und hat nichts an. Kein Trikot, kein Höschen, kein Tüchlein, kein Garnichts. Sie ist, mit Verlaub zu sagen, splitter-, pudel- — hm — die Maler, die alle kein „n“ sprechen können, würden Akt sagen. Sie ist nur eingehüllt in Luft und Sonne und zartgebräunte Haut. So stapft sie durch Strand und Wasser, schaut mit blanken Kirschenaugen um sich, und alle, alle haben ihre Freude daran.

Bis die Mutti ruft: „Komm her, Titti, da kommt ein Schiff.“ Das Schiff ist ein Paddelboot, und Titti wird Weihnachten zwei Jahre.

Kajaks plantschen heran und schieben sich auf den Strand; rote, blaue, grüne, weiße und gestreifte. Feudale mit straff gespannter Silberhaut, andere altersmüde und faltig mit durchhängendem Rückgrat. Fast alle sind paarweise besetzt. Schiffseigner sind begehrte Partner. (Ich

las ein Inserat: Student mit Außenbordmotor sucht Sportfreundin.)

Im Paddelboot erprobt man seine Zukünftige. Wenn sie sich rücklings setzt, die pedikürten Füßen rechts und links im Wasser und die Zigarette zwischen den rotlackierten Nägeln, während er wie ein Kuli gegen die Strömung ackert, dann weiß er, was ihn erwartet, wenn er —. Er wird nicht. Wenn sie aber wie besessen schuftet, nicht nur paddelt, sondern auch steuert, und immer umgekehrt wie er will und ihren Willen mit verbissenen Zähnen durchsetzt, dann tut er gut, schleunigst zu kentern und getrennt nach Hause zu schwimmen. Es gibt auch Hausmütterchen; sie schieben und legen und rücken und ordnen vor der Fahrt und während der Fahrt und nach der Fahrt, und putzen und reiben und waschen und wischen und sind für nichts zu sprechen; das werden die „putzsüchtigen“ Frauen, die alle Tage Samstag haben und auch nicht jedermanns Geschmack sind. Was zwischen diesen drei Extremen liegt, ist ehe-
tauglich.

Paddelboote haben eine Nummer, wegen der Strompolizei. Und einen Namen, wegen der Romantik. Oft ist es der Name der jeweiligen Herzensdame; aber das ist unpraktisch; der Farbenverbrauch ist groß, und Einschiebebuchstaben haben sich nicht bewährt. Ein Selbstironischer schreibt „Europa“. Sehr beliebt ist der Name „Rotzig“; es ist offenbar das eleganteste, was man zur Zeit trägt. Auf einem Zweier las ich „Götz von Berlichingen“; darinnen saß ein einsames Mädchen, das offenbar allein bleiben wollte.

Wir können nicht alle Caracciola oder Schmeling sein. Aber irgendwo haben wir ein Gebiet oder Gebietchen, auf dem wir unsern Ehrgeiz austoben und Spitzenleistung sein wollen.

Das Fräulein, das neben mir auf dem Sandhügel liegt, ist vielleicht nicht die Jüngste; das kann man nicht sagen. Sie ist auch nicht die Schönste, das kann man noch weniger behaupten. Aber sie ist bestimmt die Braunste. Unsere Großmütter flohen vor jedem Streifen Sonne; bleich war vornehm, braun galt als bäurisch. Heute bedeutet es Sport, Gesundheit — und große Mode. Das vor allem. Die nicht die Jüngste und nicht die Schönste ist, läßt sich braten, daß das kleine Gehirn zu Bimsstein verdorrt. Sie lebt und denkt nichts anderes. Haar und Augenbrauen sind verschossen und fahlgelb, die Natur ist nicht indanthren genug für so viel Unverstand. Aber die Haut ist Schokolade geworden, soweit man sehen kann. Nur wenn sich das sparsame Brusttuchlein etwas verschiebt, leuchtet ein Finger breit Weiß. Wie lächerlich scheckig mag sie aussehen, wenn — aber das geht mich im Grunde genommen nichts an.

*

Die Erfrischungsbude ist von kleinen Jungs umwimmelt. Sie drängen sich an das Brett und recken die dünnen Hälse. Es gibt Selterswasser und Bonbons. Selterswasser ist ein kurzer Genuß, Bonbons kann man in die Länge ziehen. „Zwei Himbeer, zwei Saure und drei Neger.“ Neger ist der Fachausdruck für dicke schwarze Veilchenpastillen, besonders duftig und haltbar. So stellen sich die kleinen Pänse ein raffiniertes Menü zusammen und genießen für zehn Pfennig stundenlanges Glück.

Im Strandkaffee erholen sich die Erwachsenen von den Anstrengungen des Wassers und der Sonne. Ganz vorn an der Ecke, wo sie jeder sehen kann und soll, sitzen zwei niedliche Krabben. Sie wissen, was sich schickt, und lassen sich von ihren Begleitern ausgiebig verwöhnen; der ganze Tisch steht voll Kaffee, Kuchen, Eis, Schlör, und noch ist kein Ende abzusehen. Zwischendurch tun sie gschamig, kichern und halten sich die schmalen Händchen vor die Herzgegend.

•

Im seichten Wasser ist buntes, lautes Getümmel. Das ruft, lacht, schreit, jauchzt, quietscht und prustet durcheinander, ein großer, brausender Akkord. Ich bin kein Freund von Geräuschen, aber zum Wasser gehört Lärm. Lautloses Baden wäre unheimlich.

Neben mir liegt immer noch der Mann im Sand, ohne Decke, ohne Kissen. Er liegt hintenüber und rührt sich nicht. Die Sonne scheint auf seinen Leib.

Nach zwei Stunden liegt er immer noch. Der Wind hat Sand über ihn geweht. Vielleicht ist er eine Leiche.

Es wird kühler, die Schatten sind lang und blau, von der Lambertuskirche schwebt ein Geläut übers Wasser. Die Menschen sind fort. Die Leiche auch; ich bin beruhigt. Die Abendwolken hängen wie dicke Kissen; es wird still, man hört den Wind in Sand und Gräsern. Jetzt könnte es schön werden.

Butterbrotpapiere liegen auf Wiesen und Strand, gut verteilt, acht bis zehn auf den Quadratmeter. Sie geben Zeugnis von der Menge der Menschen, von ihrem Hunger und ihrer Gesittung.

Man gibt sich die Ehre

Eines Tages ist Herbst. Es hat sich ausgesommert. Und nun sind wir alle wieder da, körperlich und geistig aufgebügelt und reif für die Lockungen und Strapazen der Großstadt. Wir müssen ja auch was tun, den Herbst und Winter über, daß wir im nächsten Jahr wieder rechtzeitig pflastermüde und sommerfrischenreif werden. Der Jahreszeitenwechsel ist eine lebenswürdige und verständige Einrichtung.

Wem aber verdanken wir das?

Wir verdanken es der schiefen Erdachse. Also einer Unkorrektheit im Weltenbau.

Die schief eingehängte Erde ist Sinnbild. Wenn alles mathematisch lotrecht und regelmässig und genau in der Ordnung liefe, wäre die Welt langweilig und nicht zu ertragen.

Über die Schiefheit und andere Unzulänglichkeiten der Welt und ihrer Bewohner kann man einsam grübeln. Man kann auch mit seinen Zeitgenossen darüber plaudern, beim Bier, auf der Straßenbahn. Am besten freilich unter der Flagge: Herr und Frau X geben sich die Ehre. Kultivierte Geselligkeit gibt es nur im Hause. Alles andere ist Surrogat für bequeme Hausfrauen und Junggesellen.

Man kann sich die Ehre auch mündlich oder telephonisch geben. Dann wird sie leicht nicht ernst genommen oder vergessen. Das Einladungskärtchen ist feierlicher und sicherer.

Was aber wird, wenn man das Kommen vergißt? Es wird eine Katastrophe. Es gibt keinerlei Entschuldigung. Man kann nicht rückwirkend Migräne bekommen oder eine Großtante sterben lassen, man hätte Nachricht geben müssen.

Ich habe darüber nachgedacht. Es gibt eine Rettung: Man kommt am nächsten oder übernächsten Abend in Saus und Braus mit Frack und Blumen, ist erstaunt, daß man der erste ist, und fällt auf den Rücken, wenn die betretene Hausfrau uns eröffnet, daß wir uns im Datum irren. Die Verlegenheit ist dann auf beiden Seiten, die Hausherrin bringt es nicht über sich, uns wegzuschicken, und man verlebt einen intimeren und darum köstlicheren Abend.

Ich muß aber dringend bitten, dieses Rezept geheim zu halten; sonst ist es aus damit.

*

Das Reizvolle einer größeren Gesellschaft besteht darin, daß uns eine Auswahlendung von Menschen unterschiedlicher Art vorgesetzt wird, unter denen man sich das Geeignete aussuchen kann. Daher die Beliebtheit des kalten Büfetts; nicht wegen des Rehrückens mit Cumberland, sondern wegen der vielen kleinen Tellerchen, mit denen die Gesellschaft durcheinanderschwirrt und sich zu immer neuen Gruppen und Zweisamkeiten kristallisiert.

Der Todfeind jeder Geselligkeit ist der grosse Tisch, an den man durch ein blindwaltendes Schicksal, sprich Tischordnung, zwischen aufgezwungenen Nachbarn festgenagelt wird. Sie sind gleichfalls genagelt; aber das

ist nicht Trost, sondern Multiplikation. Außerdem ist der große Tisch gesprächstechnisch ein Unding. Ein Einheitsgespräch kann sich unter den vielen Leuten nicht bilden, es entstehen Gesprächsgruppen, und an den Grenzen Überschneidungen und luftleere Räume. Die Aufhebung der Tafel ist Befreiung aus der Gefangenschaft, das Diner für manchen nur ein Hindernisrennen nach der Importe. Für mich nach dem Kaffee.

Bowle ist, kulinarisch gesehen, eine Panscherei. Aber sie scheut den Durst und wird von der tanzenden Jugend bevorzugt, außerdem von Damen, deren Zunge noch nicht zur Weinkennerschaft gediehen ist. Übrigens hat in kleinerem Kreise der gemeinsame Bowlenbottich mitten auf dem Tisch Symbolhaftes, Schicksalverbindendes: Er ist ein flüssiges Eintopfgericht.

Wenn schon Sekt, dann zu Anfang. Wenn man beim Eintritt sogleich mit einem Pokal Sekt überfallen wird, so bekommt man einen schäumenden Start, der einen mit Schwung über die steife Kühle der ersten Viertelstunde hinwegträgt. Für den Schluß des Festes tut es Pilsener billiger und besser. Die vom Trinken durstigen Herren entdecken rechtzeitig das Fäßchen und fallen darüber her, die Damen krümeln sich gerne an, und so wird daraus der erfrischende Mittelpunkt einer späten Konzentration.

Edle Weine sind nichts für Gesellschaften, sie beanspruchen den ganzen Menschen, ohne Geschwätz und Gefolgschaft. Dünne Weine schmecken nicht und machen trübsinnig. Die Folge — Sekt — Bowle — Bier ist scheinbar Abstieg, in Wahrheit gewählte Stufung.

*

Tischreden sind etwas Köstliches: nicht anzuhören, sondern anzusehen. Ich habe noch keinen Festredner erlebt, dessen Hand sich nicht mit unwiderstehlicher Gewalt in die Hosentasche begab. Offenbar besteht bei Reden die Gefahr, daß eine Hand verlorengehen oder unter den Tisch kullern könnte. Die andere ist erforderlich, das Weinglas hin- und herzuschieben.

Tischreden zerfallen in pathetische, humoristische und rührsame. Manchmal zerfallen sie schlechthin. Immer aber bewirken sie Lampenfieber, beim Redner, und mehr noch bei den Leidtragenden. Sie zittern und werden blaß, wenn der Redner stockt, kriechen vor Verlegenheit hinter ihr Glas, können nicht helfen, noch hindern. Sie müssen stillhalten, aushalten, mauhalten.

Abhilfe: Grammophon. Ich hoffe, daß diese Anregung der Industrie genügt. Man wird sich künftig im Laden eine Platte mit der passenden Tischrede kaufen und sie dann seinen Gästen vorlaufen lassen. Ganz ohne Angstschweiß und Hosentasche.

*

Unterhalten soll man sich natürlich auch. Sich selbst und die anderen.

Manchmal wird Geist erwartet. Man braucht sich davor nicht zu fürchten. Nichts ist einfacher als Geist. Man kann die Geistjägerei ad absurdum führen, man spricht mit gefurchter Philosophenstirn und tödlichem Ernst irgendeinen komplizierten Unsinn. Etwa: Die kosmisch prononzierte Erdölproduktion der schicksalsverbundenen Mentalität als solche permutiert irgendwie in die transzendente Weltgeltung. Man wird den Tief-

sinn mit Nase und Mund anstaunen, und niemand wird sich die Blöße geben, daß er ihn nicht versteht. Und wenn wirklich ein naseweiser Backfisch fragen sollte: Verzeihung, Herr Doktor, ich habe das nicht ganz verstanden, dann sagt man: Trösten Sie sich, mein Kind, ich auch nicht.

Schlimmer ist die gebildete Unterhaltung. Man fragt sich gegenseitig ab, die Bücher, die man las, die Prominenten, die man kennt, die Filme, die man sah, die sonstige Bildung, die man genossen: Kennen Sie vielleicht —? Mir ist das peinlich, ich bin ein ausgesprochen ungebildeter Mensch, ich mache aus der Not einen Scherz. Jedes „Kennen Sie —“ unterbreche ich sofort mit einem schneidenden „Nein“.

Bei noch geringeren Ansprüchen werden Witze erzählt. Irgendeiner fühlt sich berufen und legt los, freihändig oder aus dem Notizbuch, und höret nimmer auf. Aus der Gesellschaft wird eine Hörerschaft, die gemordete Unterhaltung ist nachher nicht mehr in Gang zu bringen.

*

Jede Gesellschaft ist einmal zu Ende, und dann muß man nach Hause gehen. Daran ist leider nichts zu ändern. Manchmal wissen das die Leute nicht oder stellen sich dumm, vielleicht, weil es so schön ist, vielleicht, weil es gar nicht schön war, und man das Schöne noch erwartet.

Schließlich muß der Hausherr sanft nachhelfen. Er kann es nicht machen wie ein Kneipwirt, und das Licht ausdrehen. Das gäbe vielleicht einen besonderen Jux und bewirkte das Gegenteil. Er muß sich auf zarte Andeutungen beschränken. Besser tut es die Hausfrau.

Wenn die hierfür eingestellte Wanduhr schlägt, droht sie ihr mit dem Finger und sagt mit kindlich heller Stimme: „O du böse, böse Uhr, vertreibst mir meine lieben Gäste!“

Und wenn das auch nicht zieht: Blitzlichtaufnahme. Man nimmt veraltetes, gut qualmendes Pulver, das seinen weißen Staub auf Möbel und Lungen legt, reißt Fenster und Türen gegeneinander auf, daß der Nachtwind die letzten Fetzen der Gemütlichkeit hinausfegt — und dann möchte ich die Gäste sehen, die nicht fröstelnd in ihre Pelze fliehen und das Feld räumen.

Oder aber, man verabschiedet sich von seinen Gästen: Ich muß um sechs heraus, ihr wißt, wo alles steht, amüsiert euch gut und macht nachher die Tür hinter euch zu. Dann legt man sich zu Bett. Und wenn man um zehn aufsteht, sind sie immer noch da.

Vom Grossen Heiligen Trunk

Frauen alle mal weghören! Wir reden jetzt von der männlichsten aller Mannestaten. Nicht von anilinfarbenen Wässern gegen den Durst, nicht von schnellwirkenden Schnäpsen gegen die Weltangst. Sondern vom Trunk an sich. *L'art pour l'art*.

Essen macht dick und faul. Ich lud einmal Leute zur Hausmusik. Vorher gab es Gänsebraten mit Klößen. Die Hausmusik unterblieb. Wir hingen wie Säcke in den Sesseln, keiner wollte spielen, keiner wollte hören. Man schwieg sich zwei Stunden an und wälzte sich von dannen.

Trinken dagegen verjüngt. Wir Männer sind in tiefster Seele Kinder (oder Verbrecher). Der Alkohol legt die Seele bloß. Stufenweise. Zunächst lockern sich die Gehirnbremsen, man wird zutraulich, galant und witzig nach bestem Wissen und Können, zehn Jahre jünger. Zweite Stufe: Man ist wieder Sturm und Drang, bramarbasiert wie ein erstes Semester, löst sämtliche Welt-rätsel mit dem kleinen Finger und kommt sich vor wie ein Herrgott in Zivil. Dritte Stufe: Die Flegeljahre erscheinen neu, man protzt mit Lümmelhaftigkeit und wird albern und rauflustig wie ein Tertianer. Letzte Stufe: Die Sprache bildet sich zum Lallen zurück, man kriecht auf allen Vieren und benimmt sich auch sonst wie ein Säugling; es ist Zeit, daß man zu Bett gebracht wird. — Die Kunst des Trinkens besteht darin, zur

rechten Zeit aufzuhören: In Damengesellschaft bei Stufe eins, unter uns Männern bei Stufe zwei; Stufe drei dagegen ist nur bei höchsten Anlässen verstattet.

Die Verjüngelung hält nicht an. Der nächste Tag ist der Rückführung zum Normalzustand gewidmet und mit guten Vorsätzen gepflastert. Man tut Buße — nein, man tut nicht, man wird getan. Das ist der erzieherische Wert des Katers, man schwört Abstinenz und wird ein anderer Mensch. Nur schade, daß dieser andere Mensch auch nur ein Mensch ist und bei erstbesteter Gelegenheit wieder Durst bekommt.

Woher ich das alles weiß? Je nun, aus dicken, schweren Büchern, die ich nächtlich studiere. Andern Tags bin ich sehr müde.

München ist die Zentrale des quantitativen Trunks und auch die Heimat des einsamen Zechers. Er sitzt im Mathäserbräu oder ähnlichen Gewölben an einem Holztisch und ist mit sich und seiner Welt allein. Seine Welt besteht aus dem Maßkrug. Er hat die Ellbogen aufgestützt, ist unbeweglich wie ein Toter und starrt mit kleinen Augen auf das graue Tongefäß. Der Laie würde es Dosen nennen, es ist aber etwas anderes. Der einsame Zecher bringt zuwege, was der Buddhismus erstrebt, die Selbsterlösung des Menschen; er ist ohne Wunsch und ohne Denken, fern der Erden schwere und mit dem Kosmos verschmolzen: Dem Nirwana nahe.

Der Wein erfindet nichts? Hier irrt Schiller. Der Wein ist geradezu Spezialist darin, er erfindet alles Fehlende: Die verhinderten Helden, die übergangenen Strategen,

die unterbliebenen Casanovas, sie alle kommen auf ihre Kosten. Der Wein erfindet alles.

Die Chemie sagt, das tut der Alkohol. Das kann nicht stimmen. Der Alkohol ist in allen Getränken derselbe: C_2H_5OH . Aber jedes Gesöff hat seinen speziellen Schwips und seinen speziellen Kater. Bier weckt bürgerliche Instinkte und unerhört politische Begabung; Mosel macht einen lustigen unverbindlichen Affen, Rheinwein weitet Herz und Geist, Burgunder philosophiert in vornehmer Melancholie, Schnaps lähmt die Zunge und zersetzt das Gehirn. Bowle ist eine liebenswürdige Panschelei; die Früchte saufen den Alkohol und opfern sich für uns. Backfische löffeln die Erdbeeren und sind es dann selber schuld.

Sekt ist eigens für die Frauen erfunden. Richtiger gesagt, gegen die Frauen: Mit Sekt kann man die gestärktesten Tugenden reihenweise umlegen. Nicht immer. Ich hatte eine Freundin, die mochte keinen. Als Backfisch war ihr vom Arzt Sekt verordnet; er schmeckte ihr wie Medizin, und sie spülte mit Fachinger nach. Seitdem bekommt sie vor Sekt eine Gänsehaut. Es geht uns allen ähnlich; vielleicht nicht gerade mit Sekt, aber mit anderen guten Dingen, die uns aufgezwungen wurden: Milch, Klavierspielen, Wilhelm Tell.

Frauen, alle mal herhören! Wir reden von der männlichsten aller Mannestaten, vom Trunk um des Trunkes willen.

Die Frauen sind grundsätzlich dagegen. Erstens, weil sie nichts davon verstehen, und zweitens, weil sie nicht dabei sind. Gegen beides hilft: Mitnehmen. Nicht zum Bierkeller, wo auf Holzbänken dicke Männer sitzen und

schwitzen, weil sie trinken, und trinken, weil sie schwitzen. Aber was ein edler Rheinwein ist, der fürchtet sich keineswegs vor kundigen Frauenlippen.

Frauen, die nein sagen, sind verdächtig. Entweder schmeckt es ihnen nicht, dann haben sie keinen Geschmack, oder sie haben Angst um das Niveau ihrer Konversation, dann sind sie Gänse, oder sie fürchten sich überhaupt und so, dann haben sie ihren Beruf verfehlt. Und wenn ich den Zorn aller derer auf mich lade, auf die ich ohnehin keinen Wert lege: Frauen, die Limonade bevorzugen, sind selber — Limonade.

Vom Tanzen

Als ich noch klein war, fragte ich: warum.

Heute kenne ich die Sinnlosigkeit dieser Frage. Aber als kleiner Junge war ich noch von der Logik des Weltgeschehens durchdrungen, wollte alles wissen und alles ergründen. Mit meinem kindlichen Warum spießte ich auf, was mir in die Quere kam, und brachte Eltern und Tanten in Weißglut.

Es war nicht philosophischer Forschungsdrang, sondern Quälsucht. Ich hatte herausbekommen, daß man mit einem hartnäckigen Warum jede menschliche Weisheit aus den Angeln hebt. Sowas macht Spaß:

„Warum muß ich essen?“

„Damit du groß und stark wirst.“

„Warum muß ich groß und stark werden?“

„Damit du Geld verdienst.“

„Warum muß ich Geld verdienen?“

„Damit du zu essen hast.“

„Warum muß ich essen?“

Daraufhin kündigte unser neunzehntes Kindermädchen.

Mein kindliches Gemüt habe ich mir sorgsam erhalten, auch heute noch macht es mir Spaß, ernste, gediegene Menschen durch ein arrogantes Warum auf den Kopf zu stellen. Zum Beispiel:

Warum tanzt man?

Die Frage bewirkt eine kleine Revolution und wird verschieden beantwortet:

Der Backfisch: „Sind Sie aber ulkig!“

Der Empfindliche: „Herr, was wollen Sie damit sagen?“

Der Wohlerzogene: „Man kann sich nicht anschließen.“

Der Ästhet: „Verzeihen Sie die Gegenfrage: Wer ist ‚man‘?“

Der Korrekte: „Wie soll man sonst mit den Damen bekannt werden?“

Der Genießer: „Man kriegt was Knuspriges in den Arm.“

Der Heuchler: „Ich lehne erotische Untergründe ab und tanze aus Freude am Rhythmus.“

Sie haben alle recht, die Rhythmischen, die Knusprigen, die Vorwandsuchenden.

Und alle unrecht. Zum Tanzen braucht man keinen Grund, zum Tanzen braucht man nur ein süßes Weibchen.

Dann braucht man nicht einmal zu tanzen.

•

Warum rede ausgerechnet ich vom Tanzen?

Auch ein Warum. Aber diesmal hat es einen einzigen, dicken Grund: Man spricht mit Vorliebe von Sachen, die man nicht versteht. Da geht es am besten.

Ich finde Tanzen schön. So schön wie jede andere Arbeit: Ich kann stundenlang zusehen, ohne zu ermüden.

Ich halte es mit dem klassischen Altertum. Die heite-

ren Griechen malten Pythagorasse in den Sand, die fetten Römer fraßen Nachtigallenzungen. Tanzen taten sie alle nicht. Dafür hatten sie ihre Leute: Wohlgeratene und sparsam verhüllte Sklavinnen aus dem In- und Auslande. Die antike Herrenwelt sah zu und freute sich, daß sie nicht selbst zu hüpfen brauchte. Es ist das, was wir im Varieté empfinden.

Wenn andere tanzen, mache ich meine Studien.

Zunächst an den Köpfen. Selig hingegossene Gesichter, wie sie die Dichter dichten und die Maler malen und die Filme filmen, sehe ich selten. Und dann höchstens bei blutjungen Dingern, denen es neu ist, oder bei koketten Frauen, die sich neu stellen.

Männer machen nicht in Verzückung. Sie sind zu männlich dazu. Bestenfalls lächeln sie von oben herunter oder blicken gleichgültig in die Ferne. Viele tanzen mit tierischem Ernst, rollen die Denkerstirn und sehen aus, als ob sie ihr Manko in der Portokasse nachrechnen. Sie zählen aber nur die Takte.

Noch aufschlussreicher ist die Haltung der Hände. Hände können sich nicht verstellen.

Das ist der Voll-Mann, der das Weib seiner Tanzwahl mit mächtig gespreizter Tatze umfaßt und damit Rücken und umliegende Ortschaften bedeckt: Der Mann mit der Pranke. Man tut gut, ihm nicht ins Gehege zu kommen.

Im Gegensatz dazu der andere, der sanft und sacht die Innenkante seiner gepflegten Schmalhand an das Schulterblatt legt und offensichtlich betrübt ist, daß es nicht ohne Berührung vonstatten geht. Dafür sucht er den geistigen Kontakt. — Pranke ist besser.

Zwischen beiden der schüchterne Schlemmer, dessen lässigmüde Hand die harten Regionen des Rückens meidet und sich gern dort stationiert, wo die Linien Rundung bekommen.

Achtung, Kurve!

Was man nicht im Kopf hat, muß man in den Beinen haben.

Tanzen entbindet von der Verpflichtung, geistreich zu sein. Der gute Tänzer hat nicht nötig, zu reden; der schlechte hat keine Möglichkeit. Daß keine peinliche Stille entsteht, dafür sorgt die Musik. Und den erforderlichen Geist spendet der Herr mit dem Megaphon: Nein — nein, das kannst du nicht. Oder: Hollahiahiahiahollaho! — Es paßt immer.

Nebenher bleibt es jedem unbenommen, diese Geistesblitze durch eigene feingeschliffene Aperçus zu vervollständigen. Lange Ansprachen sind störend aber feine Bonmots zwischen dem Wechselschritt und der Drehung links finden immer noch ihr Publikum. Etwa: Heiß heute abend.

Darauf die Partnerin: Finden Sie?

Tanz ist nicht für Kopf und Mund. Tanz ist für die Beine.

Außerdem eine unfehlbare Prüfung auf Eheeignung. Wenn ich mit einer getanzt habe, weiß ich, ob ich sie heiraten würde.

Da ist die Sanfte, Fügsame. Sie gibt dem kleinsten Fingerdruck nach und tanzt, wie und was man von ihr will. Ein Kätchen von Heilbronn: Ja, mein hoher Herr.

Und wenn man ihr tolpatschig auf die Schuhchen tritt, lispelt sie eine leise Entschuldigung.

Das ist nichts für mich. Sanft bin ich belbst.

Das Gegenteil: Die streitbare Walküre. Sie will immer anders. Will man rechts, tanzt sie links, will man vor, geht sie rückwärts. Und hat das Volumen und die Muskelkraft dazu. Man muß sie zu jeder Drehung vergewaltigen. Der Tanz ist ein schreitender Ringkampf, man denkt an Rembrandts Bild: Jacob worstelt met den Engel. Nach zwei Runden ist man groggy, nach der vierten knock out.

So was heiratet man nicht. Von so was wird man geheiratet — wenn man nicht aufpaßt.

Dann die Sparsame: Sie tanzt mit durchgedrücktem Kreuz und rückwärts vorgewölbtem Untergestell, es sieht aus wie Känguruh und geht auf Kosten der Grazie. Ich weiß nicht, was sie dabei hat, offensichtlich will sie ihre neuen Schuhe aus dem Tretbereich ihres Gegners bringen. Ich ahne, zu Hause legt sie Schondeckchen auf.

Auch das ist nichts für mich. Ich mag keine Frauen mit Schondeckchen.

Dann lieber die Zärtlich-Schmiegsame. Sie verschmilzt mit ihrem Tänzer, bettet sich in seine Arme, lehnt sich an seine Brust, nistet sich in seine Seele.

Freiheitsberaubung! Erst recht nichts für mich.

Sie sind alle nichts für mich.

Vielleicht die Nichttanzenden? —

Die sind noch schlimmer.

*

Tanzen ist — gemäß Lexikon — der rhythmische Ausdruck eines Seelenzustandes.

Der zu tanzende Seelenzustand wird vom Orchester vorgeschrieben: Foxtrott, Walzer, Marsch, Tango.

Der rhythmische Ausdruck ist Kunst wie jede andere. Und verlangt außer Tanzkursus noch Begabung. Niemand mutet uns zu, daß wir malen oder dichten oder Klavier spielen. Bloß tanzen sollen wir alle.

So sieht es auch aus. Auf dem Tanzparkett ist es wie überall in der Welt: Es laufen so viele herum, die nicht können. Sie stolpern und drängen und schwitzen und verstopfen den Betrieb. Jeder will mittun, niemand zuschauen. Und jeder beklagt sich, daß es zu voll ist, und daß er nicht zur Entfaltung kommt.

Man muß nicht alles wollen. Jeder sollte nur den Rhythmus tanzen, der zu ihm paßt. Der Zweiviertel-Takt ist für den erdverwurzelten Tatsachenmenschen. Zwei Takteile und zwei Beine, die Rechnung stimmt, es kommt immer richtig aus und ist eine ungeheure Beruhigung für Leute, die auf gutes Auskommen Wert legen.

Der Dreiviertel-Takt bleibe den transzendentalen Schwärmern reserviert. Die Zweiheit der Beine geht in der Dreiheit des Taktes nicht auf, es bleibt ein unerlöster Rest, der in den nächsten Takt hineinspielt, ein lustiger Schwebezustand, der nicht zur Ruhe kommen läßt. Wenn der Zweiviertel-Takt ein gerades Ja ist, dann spricht der Dreiviertel-Takt ein kokettes Vielleicht.

Hier liegt das ewige Geheimnis des Walzers und seine Unbesiegbarkeit. Er wurde zeitweilig durch exotische Importware verschüttet. Er ist wieder da und paßt präch-

tig zu den lang und weit gewordenen Kleidern. Und die Alten tanzen ihn noch, und die Jungen tanzen ihn wieder. Hier versöhnen sich die Generationen, der strebsame Angestellte kann getrost mit der Großmutter seines Chefs durch den Saal schweben. Und keiner fragt, warum.

Veränderlich

Über das Wetter sprechen ist nicht originell. Aber bequem und praktisch.

Bequem: Man stürzt sich nicht in geistige Unkosten, es verlangt weder Schulbildung noch Vorkenntnisse. Über das Wetter kann jeder etwas sagen, der Dümme und sogar der Klügste. Entweder ist es kalt oder warm oder schön oder schlecht oder mittel oder es könnte besser sein oder es regnet. Und wer nicht selbst Bescheid weiß, hat es bereits von andern gehört. Nichts spricht sich so schnell herum wie das Wetter. Und wenn man etwas Falsches sagt, so wird man nicht zur Rechenschaft gezogen; im Gegenteil, man gibt dem andern Gelegenheit zu einer sanften Erwiderung, im Augenblick ist ein munteres Gespräch im Gang und vielleicht der Grundstein gelegt zu einer Freundschaft fürs Leben.

Praktisch: Das Wetter ist weder weltanschaulich fundiert noch politisch gefärbt, noch rassebiologisch bedingt, noch hat es mit Völkerbund oder Luftschutz oder gar mit Butter zu tun. Es ist unverfänglich und unverbindlich, man kann ruhig darüber sprechen. Ohne „jüdische Rundschau“. (Wissen Sie, was das ist: Wenn man vorher einen besorgten Blick rechts und links hinter sich tut.)

Das Wetter ist geradezu eine soziale Einrichtung. Es macht keine Unterschiede, ist für alle gleich. Und darum eine treffliche Eselsbrücke für Menschen, die nicht wissen, was sie voneinander zu halten haben. In England

fangen alle Bekanntschaften mit dem Wetter an. Es ist nicht Geistesarmut, sondern Charakter. Der zugeknöpfte Engländer würde jedes andere Gespräch als aufdringlich und indiskret empfinden.

Wir als Volk der Dichter und Denker verlangen Besseres, Schwereres. Wir unterhalten uns mit unserem Lift-Genossen über die Beziehungen des Teeimports zur mandschurischen Frage, wir verlangen von unserem Friseur eine Vorlesung über Stratosphärenphysik. Wir ahnen gar nicht, wie sehr auch das verpönte Wettergespräch Raum für individuelle Behandlung bietet. Der einfache Mann begnügt sich mit der einfachen Feststellung: Frischheit. Oder: Verdammt warm. Der Gesundheitsbeflissene erörtert die Möglichkeiten des Schnupfens und der Grippe. Der Naturwissenschaftler doziert über Zyklonenfamilie und aufgleitende Kaltluft, und der Geistreiche philosophiert in Anlehnung an Gelesenes: Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur gute Kleider.

Wetter ist ein Gesprächsstoff, der nie ausgeht. Man kann nicht jeden Tag über Film sprechen, soviel Filme gibt es nicht. Auch Spanien erschöpft sich. Aber Wetter gibt es jeden Tag neu. Ich habe noch keinen Tag ohne Wetter erlebt. Und wenn überhaupt kein Wetter mehr ist, dann ist es ein Unwetter, dann fällt ein Kirchturm um, und man kann erst recht darüber sprechen.

Ein wahres Glück, daß der liebe Gott eigens zu diesem Zwecke das Wetter erfunden hat. Man käme in scheußliche Verlegenheit.

Wetter ist der einzige Gegenstand, über den nicht gelogen wird. Hier gibt es keine Greuelmärchen. Es hätte auch keinen Sinn, über das Wetter zu flunkern.

Mit einer Ausnahme: Wenn man von der Reise kommt. In der Sommer-, Herbst-, Winter- oder Zwischenfrische hat man ausnahmslos das herrlichste Wetter gehabt und fällt aus allen Wolken, wieso es zu Hause regnen konnte. Warum tut man das? Man will den mit Zeit und Geld erkauften Neid seiner Mitmenschen einkassieren und gönnt ihnen nicht einmal das bißchen Schadenfreude.

Bei der Seereise ist es umgekehrt. Da hat man regelmäßig einen wahnwitzigen Sturm erlebt. Windstärke elf und so. Merkwürdig, daß alle anderen Windstärken auf diesen Fahrten durchweg vergriffen sind. Haushohe Wellen schlugen über dem Schiff zusammen, man konnte keinen Himmel sehen und wußte nicht, was oben und unten war. Natürlich alles seekrank, vom alten Käpten bis zur jüngsten Konservenbüchse. Nur der Erzähler nicht. Es ist ähnlich wie in der Schule, wo jeder anständige Vater Primus war.

Jedes Wetter ist schön.

Schön in seiner Art: Der weiche Sonnenschein, der einen in Watte wickelt und wohliges Grunzen entlockt. Der frischfröhliche Sturm, der die morschen Äste knackt und den Weiberchen die Röcke über den Kopf pustet. Der vergnügte Plätscherregen, der übermütig an die Scheiben klopft und nicht herein darf, und der ernste Nebel, der alles in gespenstische Tücher wickelt und Berge und Bäume ins Gigantische vergrößert. Der klirrende Frost, der einen die Wohltaten der Zentralheizung und des Punsches auskosten läßt, und der lustige Schnee, der auf Plüschpantoffeln geht und uns die Reise ins Engadin erspart.

Das Wetter hat auch seine biologische Seite, wie alles.

Bei Regen sind die Bänke naß und ungeeignet. Dafür gehören die Regenschirmpromenaden zu dem Romanistischsten, was das Wetter zu bieten vermag. Ein gemeinsamer Regenschirm bei entsprechendem Sauwetter garantiert eine traulich einsame Zweisamkeit. Man marschirt durch Regen und Pfützen und weiß nichts davon, man sieht nicht und wird nicht gesehen, Regen und Schirm bieten willkommene Deckung; so verrinnt Zeit und Regen, er hat längst wieder aufgehört, die Straßen sind wieder trocken, man merkt es nicht und läuft immer noch unter dem schützenden Dach, dieselbe Straße, denselben Häuserblock, von Zeit und Raum gelöst.

So war das zu meiner Zeit. Heute geht man in die kleine Konditorei oder ins Kino. Der junge Mann von heute hat kaum einen Hut, geschweige einen Schirm.

Am interessantesten ist das Wetter, das noch gar nicht da ist, das erst kommen soll. Früher hörte man auf Rheumatismus und Laubfrosch, heute wird es von Wetterwarten und Rundfunk besorgt. Früher konnte man sich wenigstens darauf verlassen, daß es nicht eintraf; heute kann man nicht einmal darauf bauen. Ein trauriges Geständnis: Wir können den Lauf der fernsten Gestirne auf Jahrtausende im voraus bestimmen. Aber wie auf unserem kleinen Planeten morgen der Wind weht, das wissen wir nicht.

Hilfe — Musik!

Ich ging durch eine Gasse, stand zwischen bröckelnden Mauern und schiefen Häusern. Von irgendwoher sang eine Mädchenstimme. Kein flaches Geplärr oder sentimentales Gejaule; es war ein leichter, lockerer Sang aus glücklicher Kehle, der die Armut der Gasse zu vergolden schien. Aber niemand lauscht. Aus den Fenstern kommt Geschwätz und sonstiges Getöse, auf der Gasse spielt ein Junge mit einer Konservenbüchse Fußball, und als ich „pst“ mache, lacht er mich aus: „Dä Doll, wejen dem dummen Radio!“

Der Sang war darum nicht weniger schön. Aber der Junge hatte recht: Radio kostet zwei Mark den Monat, sieben Pfennig den Tag, einen halben Pfennig die Stunde. Darum braucht man sich nicht zu haben! Man kann es anstellen, so viel und so lange man will, man kann dabei Kartoffeln schälen, Zeitung lesen, Klavier spielen, es stört einen kaum.

Ich hörte noch lange das Mädchen singen, dem keiner zuhörte, weil es so billig war.

Gesetzt den Fall, ein Matjeshering kostete drei Mark achtzig. Dann wäre er kein Hering mehr, sondern würde als ausgemachte Schlemmerei zum großindustriellen Sektfrühstück gereicht und mit geschlossenen Augen geschlürft werden. Kaviar hingegen, zu vier Mark fünfzig

pro Zentner gehandelt und zu allen Mahlzeiten mit Löffeln gefuttert, wäre als Delikatesse entthront und würde wie Hering schmecken.

Dies alles wissen wir. Wir wissen auch, daß Gold wertlos würde, wenn man es waggonweise aus der Erde baggerte. Aber was wir nicht wissen: Daß dieses Gesetz auch für geistige Werte gilt.

Droht uns geistige Inflation?

Von den Büchern schwerlich. Ein Buch kostet in der Leihbücherei zehn bis zwanzig Pfennig, vom Freunde geliehen nichts, höchstens die Freundschaft. Doch bleibt die Arbeit des Lesens. Ein Buch springt uns nicht ins Gesicht, es wartet still bescheiden, bis man sich seiner annimmt, es ausschöpft, aufsaugt.

Film springt ins Gesicht, in Auge und Ohr gleichzeitig, er verlangt nicht die geringste geistige Bemühung, er denkt, redet und wunschträumt für uns, man läßt ihn über sich ergehen. Aber er kostet immerhin ein paar Groschen, und man hat auch nicht immer Zeit. Das schützt ihn etwa vor Überfütterung.

Musik vereinigt beides: Sie kostet so gut wie nichts und kriecht von selbst ins Ohr; man braucht nichts zu tun, man kann sich nicht einmal dagegen wehren.

*

Im Film gilt ein eisernes Gesetz: Alle Sprechpausen und stummen Szenen werden unerbittlich mit Musik ausgefüllt. Der Film hat einen akustischen horror vacui. Vielleicht mit Recht; man würde sonst durch das Rascheln der Bonbontüten und das Wispern der Kunstverständigen gestört.

Aber warum man diese Filmgewohnheit ins freie Leben überträgt und uns auch dort mit List und Gewalt jedes Plätzchen und Momentchen mit Musik ausfüllt, das weiß der Deibel. Und ich weiß es auch: Weil es die billigste Ausfüllung ist.

Musik vollbringt mit geringstem Energieaufwand gewaltige Wirkungen. Eine Drehorgel oder ein Grammophon verbraucht keine hundertstel Pferdekraft und setzt spielend einen ganzen Häuserblock unter Schall. Auch der Stoff ist billig. Bedrucktes Papier, bemalte Leinwand kostet Geld. Die Luft, die man mit Musik in Schwingungen setzt, ist gratis und vogelfrei. Die Reklameindustrie weiß, warum sie sich dieses wohlfeile Material nicht entgehen lässt. Wenn Kinos und Radiogeschäfte ihre Lautsprecher auf die Strasse dröhnen lassen, so hat das noch Beziehung zur angepriesenen Ware. Wenn aber Reklamewagen, die Badeöfen oder Schuhcreme empfehlen, sich mit Musikgebrüll durch die Straßen wälzen, dann sollte man darauf schießen dürfen.

Man darf es nicht. Man muß diese und andere Musik über sich ergehen lassen, und die unvorsichtige Natur hat unserem Ohr nicht einmal einen Muskel gegeben, mit dem wir es wohltuend verschließen können.

*

Frühmorgens um sechs Uhr dreißig geht es los. Das Radio. Man rasiert sich zum Radetzkymarsch, das Messer im Takte schwingend, trinkt Kaffee zu Toska und Matrosenliebe, hält Mittagsmahl mit dem kleinen Orchester, bekommt zum Nachmittagskaffee Bach und Hildach und zum Abendessen die Neunte, schluckt sein Bier zu

Hawaii-Gitarren und läßt sich zur Mitternacht in den Schlaf jassen.

Vielleicht hat man kein Radio oder stellt es ab. Aber dann hat's der Nachbar und stellt nicht ab. Außerdem sind im Sommer die Fenster offen. Dazu ein zweiter und dritter und vierter Nachbar, alle mit offenen Fenstern und Höchstleistungs-lautsprechern auf verschiedenen Stationen. Das vielfältige Getön überschneidet sich, reibt sich aneinander, unser Trommelfell bekommt Risse. Ich kann ein Lied davon singen. Aber ich will nicht singen. Es ist genug der Musik.

Nur manchmal werden Fenster und Türen luftdicht verschlossen, der Lautsprecher auf Leisesprecher eingestellt, und die Leute flüstern und hocken scheu um das Schalloch. Ich weiß nicht, warum das ist. Vielleicht kommt die Musik von sehr weit her, vielleicht ist es auch gar keine Musik, oder die Leute bekommen einen plötzlichen Anfall von Nächstenliebe. Warum sind sie nicht immer so rücksichtsvoll?

Ich drücke den Knopf meines Elektrophons, und Caruso singt. Er ist längst gestorben, aber er singt, wenn ich ihn darum bitte. Ein herrlicher Gedanke.

Ich kann ihn immer wieder bemühen, so oft ich will und Laune habe. Ich kann ihn unterbrechen, zur Strafe wieder von vorn anfangen lassen, ihn tyrannisieren, ver-spotten, ich kann dabei meinen Hund bellen lassen oder eine Kiste nageln. Ich kann alles mit ihm. Er muß und kann sich nicht wehren. Ein unerträglicher Gedanke!

Ehedem war Musik ein Fest, ein Ereignis. Man ließ die

Frackhose bügeln und erschien wie zu einer Hochzeit, am Arm einer schönen Frau. Man trank die Musik, wie man kostbaren Wein schlürft, und kam berauscht nach Hause.

Oder noch schöner: Man bat musikalische Gäste und trat zu einer kleinen Hausmusik zusammen. Was an letzter Fertigkeit fehlte, ersetzte die ehrliche Begeisterung und die Tatsache, diese Musik für sich allein zu haben. Denn die Ausstrahlung des Künstlers verteilt sich auf die Zahl der Zuhörer, und es ist nicht gleichgültig, ob man davon ein Dreitausendstel oder ein Siebentel bekommt.

*

Die Mechanisierung machte Musik vielleicht nicht schlechter, aber billig und wertlos. Sie ist überall und jederzeit, peitscht unsere Nerven wie ein sinnloses Geräusch und macht uns stumpf zu musikalischem Erleben.

Wohin soll man flüchten? Auf ein Schiff? Die fleißige Bordkapelle prustet unentwegte Märsche übers Deck. In den Wald? Lärmgierige Scharen gröhlen ihn zuschanden, und in stillen moosigen Schneisen stehen Autos mit Radioeinrichtung. An den Strand? Harmlose Kajaks landen mit Koffergrammophonen und bringen ihre Konservenmusik mit.

Hilfe, Musik! Ich baue mir einen Stratosphärenballon. Nein, ich brauche keinen. Ich gehe von selber in die Luft, bin fern der Erde, nahe den stillen Sternen.

Und gerate in die Sphärenmusik.

Spielendes Licht!

Es ist schon lange her. Man kann sich kaum noch entsinnen. Aber es war eine glückliche Zeit. Vor allem eine bequeme Zeit: Das war damals, als man für den Film noch keinen Autor, sondern ein Rezept brauchte. Den Wissenden war es geläufig: das waren die Männer, die um den Geschmack des Publikums wußten. Sie erfanden das Märchen von der zahlenden Masse, die vom Film nicht Haltung, sondern Unterhaltung (Unter-Haltung) erwartet, und sie besaßen das Kochbuch, nach welchem der bombensichere Publikumserfolg zusammengebraut wurde.

Das Rezept droht verlorenzugehen. Ich will es an die große Glocke hängen, damit es einer besseren Nachwelt erhalten bleibt. Als Kuriosum und Schreckmittel.

Das Rezept bezog sich auf die Filmmoral. Nicht in dem Sinne, wie tief der Ausschnitt und wie hoch das Röckchen rutschen durfte. Das war international geregelt. Sondern:

Erster Leitsatz: Geld macht glücklich. Das ist zwar weder neu noch wahr. Aber man braucht es nicht lange zu beweisen, das glauben wir alle, die wir keins haben. Für Geld rackern und quälen wir uns die Woche über; wir wollen wissen, wozu. Für Geld kann man sich alles kaufen. Kunst und Kino.

Zweiter Leitsatz: Liebe macht glücklich. Aber selbstverständlich tut sie das! Wofür hat man sie sonst? Un-

glückliche Liebe ist romantisch, verfehlt ihren Zweck. Schlimm genug, daß es so etwas gibt; man will davon nichts wissen. Es soll zwar Menschen geben, die nur glücklich sind, wenn sie unglücklich lieben. Im Film würde man über sie lachen.

Dritter Leitsatz: Wenn Geld glücklich macht, und Liebe glücklich macht — wieviel Glück gibt dann erst die Vereinigung von Geld und Liebe: Die reiche Partie. Geld mal Liebe, das ist Glück im Quadrat. Es ist zu verstehen, daß der Film sich dieses Quadratglück nicht entgehen läßt. Denn das Glück auf der Leinwand ist Glück im Parkett, und Glück im Parkett ist Glück in der Kasse.

Die nach diesem Rezeptbuch hergestellten Filme zerfallen demgemäß in zwei Kategorien.

Typ A: Das Gänseliesel heiratet den Königssohn. Gänseliesel ist die Privatsekretärin, das Blumenmädchen, die Choristin oder die Hausgehilfin. Selbstverständlich alle in Edelausgabe. Königssohn ist der Bankdirektor, der Lord, vor allem der reiche Amerikaner, der, aus dem realen Leben verdrängt, sich völlig auf die Leinwand zurückgezogen hat.

Typ B: ist die Umkehrung: Der Schweinehirt heiratet die Prinzessin. Der Schweinehirt ist im Film der kesse Junge, der nichts ist und nichts hat und nichts kann und nichts tut als gut aussehen. Die Prinzessin ist die reiche Tochter mit viel am kleinen Füßchen, Autofabrik, anonymes Herzogtum, und nicht unter zwölf Zylinder.

Vierter und oberster Leitsatz: Das happy end. Es ist so selbstverständlich, daß es für das Gegenteil nicht einmal einen Namen gibt. Es mag auf der Leinwand noch so

hoffnungslos zugehen; man lehnt sich beruhigt in seinen Sessel zurück und weiß, der Autor wird schon rechtzeitig den Dreh finden. Man läßt sich wohlighet etwas Gänsehaut anblasen, aber das Herzklopfen kommt nicht über ein der Gesundheit zuträgliches Maß hinaus. Die Tragik des Trauerspiels, wo der letzte Überlebende sich selbst erstickt oder vom Souffleurkasten aus abgemurkst werden muß, ist dem Film nicht geläufig. Die Leute wollen auf der Leinwand das sehen, was sie sich für ihr Dasein wünschen: Das garantierte happy end in allen Lebenslagen.

Happy end im Film heißt Ehe. Da wird nicht ernstlich gestorben oder verunglückt — da wird geheiratet. Skeptiker halten es für Ironie, und Idealisten sind der Ansicht, daß mit der Heirat das wahre Kino erst anfängt. Der Film interessiert sich nicht für diese Streitfrage. Es gibt eine Sorte von Romanen, bei denen sie sich kriegen oder nicht kriegen. Der Film hat ein für allemal entschieden: Sie kriegen sich.

Heute ist das überwunden. Unsere Filme sind anders. Alle — wenigstens die meisten — jedenfalls viele — immerhin manche —.

Leute, habt Geduld mit dem Film! Er ist noch so jung, hat noch keine rechten Manieren; er ist ein bißchen schnell gewachsen, die inneren Organe sind nicht mitgekommen. Mag man ihn schelten, stauchen. Aber man soll ihn nicht verurteilen, sondern ihm mildernde Umstände zubilligen und Bewährungsfrist geben.

Wie haben alle eine unglückliche Liebe zum Film. Wir können nicht leben ohne ihn, jedenfalls nicht schlafen. Vielleicht haben wir auch nur Langeweile. Der Film ver-

spielt uns die Zeit. Oder man ist einsam und hat Boden-
angst. Im Parkett wird man zur Masse Mensch. Oder
man hat Sorgen: Die Bilder verstehen so freundlich zu
lügen. Oder wir sind müde und finden nicht den Dreh
zu Bett: Die Lichtwand denkt und träumt für uns, wir
brauchen uns nicht zu bemühen. Oder man will der
Freundin etwas bieten: Kino ist billig und dunkel. Viel-
leicht sind wir musikalisch: Wir hören den neuesten
Schlager und sehen ein Saxophon, und in der Pause
wurlitzt die Orgel. Oder man möchte die Himmlische
sehen: Der Film zeigt sie oben und unten, allein und mit
andern, in Rüstung und Nachtgewand. Vielleicht weiß
man gar nicht, was man will, und ist auf einmal drin.
Voller Erwartung, man hat die Plakate und Kritiken ge-
lesen; oft kommt man enttäuscht nach Hause, schimpft
und schwört sich — aber dann geht es einem wie
jenem Liebhaber in dem Brahms-Lied:

Nicht mehr zu Dir zu gehen
Beschloß ich und beschwor ich.
Und gehe jeden Abend —

Kuß in Großaufnahme

Ich bin kein Mucker, ich bin das genaue Gegenteil einer alten Jungfer, ich bin auch keineswegs futterneidisch, ich bin gar nichts. Aber wenn ich einmal mit einem Liebespaar zusammen sein sollte — auch das vermeide ich nach Kräften — und die beiden nehmen trotz meiner Gegenwart Veranlassung, sich zu küssen — dann schaue ich bescheiden weg, blättere in einer Zeitung oder blicke zum Fenster hinaus oder drücke mich von hinnen. Nie würde es mir einfallen, die Küssenden mit aufgerissenen Augen anzustarren, oder gar die vereinigten Lippen mit sechsfacher Vergrößerung ins Opernglas zu nehmen.

Das alles aber tut der Film, wenn er uns diesen Vorgang in Großaufnahme vorführt.

Zusehen beim Küssen hat an sich bereits etwas Peinliches. Worauf das beruht, wäre vielleicht einer philosophischen Betrachtung wert. Es ist nicht, weil man sich überflüssig fühlt. Überflüssig ist man oft genug im Leben. Es ist auch nicht wie beim Essen, wo man nicht gerne mit langer Zunge dabeisteht und zusieht, wie ein anderer sich delektiert. Es liegt einfach daran, dass Küssen auf Grund jahrtausend langer Kulturübung zu den Betätigungen gehört, die grundsätzlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit vollzogen werden. Es ist eine Sache des Taktes, ich möchte sagen, der Schamhaftigkeit. Ausgerechnet der Film hält sich für berechtigt und verpflichtet, den Schleier herunterzureißen und uns in rücksichtsloser

Großaufnahme jede Einzelheit in photographischer Realistik vorzuführen. Was kein Schriftsteller von Geschmack wagen würde, im Film ist es tägliches Ereignis.

Ich weiß, der Film kann nicht ohne Liebe auskommen (sagt er), und die Liebe nicht ohne Kuß (sagt sie). Es gibt sogar Filme, wo der endliche Kuß das heißer-kämpfte happy end ist, und der ganze Film nichts anderes als ein Hindernisrennen nach diesem Schlußkuß. Wenn er dann schließlich kommt, lang und deutlich, in schmutzige Musik gehüllt, kann es vorkommen, daß die dazugehörigen, aber im Tonfilm fehlenden Schmatzlaute vom Publikum produziert werden. Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Ich meinerseits bedaure bei diesen Filmküssen immer, dass ich nicht Operateur bin; ich würde die Vorführungsmaschine so lange zum Stillstand bringen und den Großkuß so lange auf der Leinwand stehenlassen, bis es kein Mensch mehr aushalten könnte und die Zuschauer die Flucht ergriffen.

Ich persönlich habe nichts gegen den Kuß. Auch im Film ist er nicht zu vermeiden. Aber das ist kein Grund, ihn in Großaufnahme darzustellen. Wie geküßt wird, das wissen wir alle, teils aus Bilderbüchern, teils vom Hörensagen. Wir wissen auch, daß es geraubte Küsse gibt, wo er nimmt und sie nicht will, und geschenkte Küsse, wo sie gibt und er stur ist, und die normalen Küsse auf Gegenseitigkeit, kurze und lange, mit und ohne Schnurrbart, mit offenen und geschlossenen Augen. Aber das alles ist in der Phantasie viel schöner als in der Photographie. Großaufnahmen, bei denen man das Knicken der Schnurrbarthärchen und das Kräuseln der Nasenspitzen zu sehen vermeint, entzaubern die schönste Film-

liebe. Die wenigen Ausnahmen, wo es einmal geglückt ist, aus dem Kuß ein künstlerisches Ereignis zu machen, bestätigen nur die Regel.

Die Kamera sollte genau das Gegenteil von dem tun, was heute üblich ist. Sie sollte dem Kuß nicht mit Großaufnahme auf die Haut rücken, sondern sich im Gegenteil diskret zurückziehen, oder wenigstens im geeigneten Augenblick weggucken und so lange das Bild an der Wand betrachten oder durchs Fenster schauen, bis das Schlimmste vorüber ist. Genau wie ein wohlherzogener Anwesender es tun würde.

Überhaupt sind Küsse gar nicht zum Photographieren da. Sondern zum Küssen. Und mit diesem Trost schließe ich meine Betrachtungen: Es braucht keiner fürchten, daß er dabei zu kurz kommt. Küsse gehören zu den Leckerbissen, die in unbegrenzter Menge im eigenen Lande wachsen und gleich erreichbar sind für hoch und niedrig. Jeder Bedarf kann gedeckt werden. Jedes Pöttchen findet sein Deckelchen, und jedes Schnüßchen auch sein Küßchen.

Was ist Kitsch?

Ich bin einer der klügsten Menschen, die ich kenne, aber ich weiß es auch nicht genau.

Kitsch ist, was der andere macht. Sagt der Künstler.

Kitsch ist, was gefällt. Sagt der Skeptiker.

Kitsch ist — ein Schlagwort. Sage ich.

Ein gefährliches Schlagwort: Man kann damit erschlagen, was man will. Man braucht es nur mit Wichtigkeit und Stirnrunzeln auszusprechen, dann ist es ein Todesurteil. Keiner wagt dagegen zu mucksen; keiner will in Verdacht kommen, Kitsch zu verteidigen.

Es gibt Kluge, die wissen zwar nicht, was Kunst ist, aber sie wissen wenigstens, daß sie es nicht wissen, und das ist ihre Klugheit. Und wenn ihnen was gut gefällt, und es ihnen eingeht wie Erdbeeren mit Schlagsahne, dann werden sie mißtrauisch und sagen: Kitsch. Womit sie dann meist das richtige treffen und schnellstens in den Geruch eines Kunstkenners kommen.

Gegen diese Leute weiß ich ein gutes Mittel, die perfide Gegenfrage: Was verstehen Sie unter Kitsch? Dann fängt der Selbstsichere an zu zappeln: — — Kitsch ist — Kitsch ist, wenn — Kitsch ist, wenn man — — die Frage ist mir viel zu dumm!

Was ist Kitsch?

Das Wort kommt von dem englischen „Sketch“, man bezeichnete damit im Münchener Kunsthandel jene Skiz-

zen, richtiger Schinken, die stapelweise für ahnungslos kaufende Amerikaner hergestellt wurden. Das Wort hat um sich gegriffen und verdankt seine Volkstümlichkeit dem lautmalerischen Klang: Es zischt vernichtend zwischen den Zähnen, man hört dabei etwas zerquetschen, an die Wand klatschen.

Mißlungene oder irrwegige Kunst ist nicht Kitsch. Vielleicht schlimmer: Kulturbolschewismus, Schweinerei. Ihr Mangel liegt auf anderem Gebiet. Das ist das Gefährliche am Kitsch: Moral und Technik sind bei ihm meist auf der Höhe; eben damit will er über seinen inneren Wert täuschen.

Immerhin hat Kitsch mit Kunst zu tun. Nämlich negativ: Kitsch ist Kunstsurrogat; Mache, die sich als Kunst gebärdet.

Was aber ist Kunst? Darüber gibt es Bücher, Bibliotheken, Professoren. Genauer weiß man nicht. Ist auch nicht nötig. Wer es nicht fühlt, dem kann man es nicht definieren.

Leider sind Gefühle und Empfindungen unterschiedlich und schwer zu fassen. Das macht sich der Kitsch zunutze, er missbraucht das unbestimmbare Wesen der Kunst, um einzuschlüpfen.

Wer sitzt darüber zu Gericht? Die abgestempelten Kunstpäpste, die das Unfehlbarkeitsmonopol beanspruchen? Die dünne Schicht der Tonangebenden, die die Kultur in Erbpacht besitzen? Oder die breiten Massen, die zunächst ganz andere Sorgen haben?

Ein unbestechlicher, wenn auch langsamer Richter ist

die Zeit. Sie ist über die modische Gefälligkeit eines Clauren und über den bombastischen Schwulst eines Makart hinweggeschritten; wir lachen über die Majolika-Bismarckköpfe, aus denen unsere Väter Bier tranken, damals war das schön; das bibbernde Gebet einer Jungfrau und der traurige Tiroler und sein Kind können uns nicht mehr rühren.

Ist Karl May Kitsch? Die hohe Auflage spräche dafür, die Dauer des Erfolges dagegen. Was ist an ihm auszusetzen? Daß er lügt, ist das Beste an ihm. Damit rückt er in die Reihe der Märchenerzähler.

Ist Jazzmusik Kitsch? Keineswegs, denn sie will nicht Kunst sein, sondern kunstfertiges Geräusch zur Ausübung von Tänzen. Kitsch ist das nicht. Aber schön ist es auch nicht. Das monotone Gewinsel des Saxophons macht mich trübselig.

Welch verruchter Wahnsinn treibt uns dazu, unsere Tanzrhythmen von den Negern auszuleihen? Bei Niggerrhythmen flüstern unsere Söhne und Töchter ihre ersten Liebesworte und finden sich zum Bund fürs Leben; mit Niggerrhythmen lassen wir uns die Sorgen zerstreuen; Niggerrhythmen verschönen unsere Feste. Nehmen unsere Bildhauer sich etwa Negerfetische zum Vorwurf? Wo es geschah, kreuzigt man heute Kunst und Künstler. Aber die Niggermusik hat den Umbruch überdauert, sie hat sich eingefressen, und niemand findet den Mut und die Kraft, sie totzuschlagen.

*

Vor Jahren war irgendwo eine Kitsch-Ausstellung. Es war die überflüssigste aller Ausstellungen. Um Kitsch zu

sehen, braucht man kein Eintrittsgeld zu zahlen. Kitsch hat man auch zu Hause. „Man“ ist jedermann. Es ist der berühmte Familienkitsch, den man weder abwehren noch ausrotten kann, denn er steht unter dem Schutz der Pietät. Da ist das Bild in echt Öl, garantiert handgemalt, das wir nicht zu Brennholz schlagen dürfen, Tante Jettchen würde uns enterben. Oder der Blumenständer aus Kanalrohr mit den aufgekipsten Porzellanscherben, die Onkel Alfred jahrelang gesammelt und zerschlagen hat. Oder der schuhwichsschwarze Kongoneger von der Brüsseler Ausstellung, dem zuliebe die Kusine den Rest ihrer spärlichen Devisen geopfert und sich das Abendessen verkniffen hat. Wer würde so roh sein und ausserdem Ächtung und Fluch auf sich laden! Manche dieser Familiengreuel sind gottlob zerbrechlich und sterben gelegentlich eines natürlichen Todes. Man kann auch ein bisschen nachhelfen, corriger le malheur. Aber die meisten sind verflucht zäh und dauerhaft, wie für die Ewigkeit bestimmt, und erben von Geschlecht sich zu Geschlechte. Bis sie eines Tages Altertumswert haben und mit ehrfürchtigem Schauern bestaunt werden.

Damit geraten sie in den Bereich eines weitverbreiteten Irrtums. Was alt ist, kann trotzdem Kitsch sein. Alter ist weder Entschuldigung noch Gegengrund. Kitsch gab es zu allen Zeiten, wenn auch unser technisches Zeitalter darin besonders leistungsfähig sein mag.

Über Kunst kann man reden, streiten, Meinung gegen Meinung setzen. Bei Kitsch ist dafür kein Raum; seine Absicht ist eindeutig. Er will um jeden Preis gefallen. Man kann nur „awfully nice“ sagen oder sich verlegen räuspern, „brr“, je nach Verstand und Ehrlichkeit.

Wozu? Kunst ist für Kunstbedürftige, Kitsch für Kitschbedürftige. Mag jeder haben, was ihm gefällt. Es geht keinen nichts an. Jeder muß wissen, womit er glücklich wird. Die Freuden der Erde sind ohnehin spärlich genug. Man mag innerlich die Nase rümpfen, man mag leise beten: Herrgott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese da. Aber das Maul soll man halten. Jemanden seine lieb gewordenen Besitztümer vermiesen, ist eine Roheit.

Bestenfalls kann man seinen Mitmenschen sanft warnen, wenn er etwas erwerben will, das ihm auf die Dauer nicht gefallen kann. Es hat aber keinen Sinn, herbe Kunst dem aufzudrängen, der auf Kitsch eingestellt ist. Sie wird ihm weder schmecken noch bekommen. Wer durchaus Limonade will, dem soll man keinen Wein einschenken.

Bücher haben ihr Schicksal

*Ein ritter sô gelêret was,
Daz er an den buochen las*

Auch heute noch kann man ein prächtiger Mensch sein und ein guter Krieger dazu und braucht sich des Lesens nicht zu schämen. Allerdings machen Bücher gebildet, das läßt sich nicht vermeiden. Bildung ist Geistesreichtum, keine Tugend, aber eine Differenzierung. Und wer Bildung für ein Schimpfwort hält, meint entweder saure Trauben oder verwechselt Bildung mit Verbildung und geistiger Inflation.

Es soll große Männer gegeben haben, die Zeit ihres Lebens kein anderes Buch kannten als Bibel und Felddienstordnung. Was besagt das? Nicht deshalb sind sie große Männer geworden, sondern trotzdem. Die Verachtung des Buches ist kein unfehlbarer Weg zur Grösse.

Der Herzog von Devonshire, ein führender englischer Liberaler um die Jahrhundertwende, soll nicht einmal gewußt haben, wo sich in seinem Schloss der Eingang zur Bibliothek befand. Er war auch ohne Bücher genügend liberal. Ausserdem war es auch schon etwas, dass er eine Bibliothek besaß, die er von einem Sekretär up to date halten ließ. Er bekam und bezahlte Bücherrechnungen und trug dazu bei, daß Bücher geschrieben und gedruckt werden konnten, die die andern lasen.

Ich fragte einen mir als wohlhabend bekannten Herrn,

was er von Büchern halte. Er erwiderte: „Ach, wissen Sie, man kommt ja nicht umhin. Schon wegen der Steuer muss man Bücher führen.“

*

Wir leben in einer geistigen Neugeburt. Das Buch ist in aller Mund. Hoffentlich auch in aller Hand — und in aller Schrank.

Auf den Schrank kommt es an. Wir sind nicht wie die schnellebigen Franzosen, die ihre Bücher billig und broschiert kaufen und dann wegwerfen oder in der Untergrund lassen. Wir haben Besitzgefühl, wir wollen das Buch nicht nur im Kopf, sondern auch im Schrank. Bücher sind geistige Kapitalanlage. Wir wollen sie unsern Kindeskindern vererben, damit sie Ehrfurcht vor unserer Zeit bekommen und staunen, mit welch hohen Dingen der Großpapa sich bereit beschäftigt hat. Ich fürchte, es wird ihnen gehen wie uns mit den Büchern unserer Großväter: Staunen ja, kopfschütteln auch, und lächeln, worüber man sich damals den Kopf zerbrach, Tränen lachen, wo damals die Tränen der Empfindsamkeit tropften. Die meisten Bücher sind zeitgebunden und für die Nachwelt bestenfalls Kuriosa. Nur die ganz Grossen sind zeitlos, aber ob sie ganz gross sind, das kann man nie wissen, das sieht man erst, wenn sie zeitlos geworden sind. Nietzsche fand für seinen Zarathustra keinen Verleger. Aber darum ist nicht jeder, der keinen Verlag findet, ein Nietzsche. Und man kann auch mit Verleger was werden.

Als eine englische Zeitung bei ihren Lesern eine Umfrage hielt: Nennen Sie die besten zehn Bücher der Welt-

literatur — da antwortete Oskar Wilde: Die Frage könne er nicht beantworten, weil er erst drei Bücher geschrieben habe.

*

Ein gutbürgerlicher Bücherschrank besteht teils aus Glas, teils aus Holz. Hinter Glas stellt man die Bücher, die man zeigt, wegen des Lederrückens, oder wegen der Kultur, Hölderlin, Spengler, Dante, Li-Tai-Po. Shaw und so weiter. Hinter Holz kommen die andern — Namen will ich nicht nennen, das tut man nicht — ich meine die andern. Die man liest.

Ich muß mich berichtigen: Die Bücher, die man liest, kauft man sich nicht, man leiht sie für zwanzig Pfennig in der Bücherei oder für lau bei seinen Bekannten. Nicht wahr? Wer ein Buch kauft, ist verdächtig; er will es bestimmt verschenken. Bei Leihbüchern ist das ungehörig, Leihbücher kann man allenfalls weiterverleihen, sie sind daran gewöhnt. Vielleicht tut der Nachmann wieder das gleiche, dann hat der Eigentümer einige Aussicht, sein Buch auf dem Wege einer Kreisleihe eines Tages zurückzubekommen und ein unerwartetes Wiedersehen zu feiern.

Leihbücher bekommt man nicht immer so zurück, wie man sie hergab. Manche Leser können nicht lesen, ohne das Buch durch Unterstreichungen, Fragezeichen und Randbemerkungen zu bereichern. Das sind die verhin- derten Lehrer; am liebsten hätten sie rote Tinte genommen. Eine andere Sorte, die Mißtrauischen, fangen das Buch von hinten an, sie wollen zuerst einmal wissen, wie es ausgeht, schön, traurig oder mit happy end. Die

Vonhinten-Leser sind zahlreicher, als man denkt, und durchaus nicht nur weiblichen Geschlechts. Es würde sich lohnen, für sie besondere Bücher zu schreiben, die sich rückwärts genau so lesen, wie vorwärts, also wie das Wort Otto oder der Satz: Ein neger mit gazelle zagt im regen niE.

*

Das Buch hat eine üble Eigenschaft, die weder durch Propaganda noch durch Notverordnung auszuräumen ist: Es kostet Geld. Nicht viel, aber immerhin. Wer arm ist, kauft zunächst Kartoffeln. Bücher kann man nicht essen, höchstens verschlingen. Die am meisten nach Büchern hungern, haben oft das wenigste Geld. Die kausale Reihenfolge ist ungewiß: Lesen sie, weil sie sonst nichts haben? Oder haben sie nichts, weil sie lesen?

Unsere Zeit hat den Ausweg gefunden: Die Leihbücherei. Es ist vielleicht die Buchhandlung der Zukunft. Ich fürchte, daß es schon heute mehr Leihleser gibt als Kaufleser. Es ist ein Notbehelf. Man liest das eigene Buch mit mehr Liebe als das fremde, und die Trennung ist schwer. Aber es ist von zwei Übeln das kleinere: Besser ein Buch nicht besitzen, als nicht lesen.

Autoren und Buchhändler sollen sich darob nicht grämen. Auch die Leihbüchereien müssen ihre Bücher kaufen und erneuern. Auch die Leihe verschleisst das Buch, vielleicht jedesmal zu einem Dreißigstel, aber dafür gibt es vielleicht auch dreißigmal soviel Leihleser als Käufer. Und wenn wir ehrlich sein wollen: Das Buch ist nicht für den Autor und nicht für den Buchhandel da, auch nicht für den Bibliophilen und den Bücherschrank. Sondern für den Leser.

Ein Herr, dem ich großen Idealismus nicht zugetraut hätte, gestand mir, er habe ein Lieblingsbuch, das er ständig bei sich auf dem Herzen trage. Er nannte es das Buch der Bücher. Es war sein Scheckbuch.

*

Der zweite Übelstand: Ein Buch beansprucht Zeit. Die Erwerbslosen haben sie überflüssig, aber sie werden immer weniger, die andern müssen wirken und streben. Wann soll man lesen? Zum Frühstück hat man die Zeitung, im Büro wird es nicht gern gesehen, beim Mittagessen ist es ungehörig, nach Tisch muß man schlafen, am Abend hat man Kegelklub, Verein, Luftschutz und so weiter, Samstags muß man wandern, rudern, Fussball treten, den Sonntag hat man besetzt und nebenbei auch eine Frau oder etwas Ähnliches. Also bitte? — Man kann die zeitlosen Leute aufs Glatteis führen. Man braucht sie nur zu einem guten Schoppen einzuladen oder zu einer feschen Autofahrt mit Gepäck; man wird erstaunt sein, wie schön sie Zeit haben.

Es ist nicht die Zeit. Es ist die Bequemlichkeit. Lesen ist geistige Arbeit; man muß das Buchstabenbild zum Wort formen, aus dem Wort den Begriff entwickeln, den Begriff ins Bild übersetzen. Im Kino haben wir es bequemer, wir bekommen Bild und Handlung fix und fertig serviert, und die nötigen Geräusche und die Stimmungsmusik obendrein. Man braucht nichts zu tun, man kann sich nicht einmal wehren. Kino verwöhnt. Kino verdrängt das Buch.

Glücklicherweise nur das leichte Buch, das unterhält, ablenkt und die Zeit totschießt. Das gehobene Buch ist

nicht in Gefahr. Sein Wesen ist der Gedanke. Gedanken kann man nicht filmen.

Mir ist nicht bange ums Buch.

*

Das Buch ist ein Schwert des Geistes. Es soll kämpfen, meinethalben auch mit Kanonen schießen; in einer lauten Zeit werden leise Bücher überhört. Aber es soll nicht mit Platzpatronen knallen. Noch weniger mit Giftgas die Luft verpesten. Auch Tränengas halte ich für unwürdig.

Viele Bücher kämpfen nicht, sondern tun nur so, sie ziehen die breite Heerstraße hinterdrein, mit Trommeln und Trompeten, gegen das, was längst besiegt und erledigt ist. Die haben es gut, da kann nicht viel passieren.

Dann schon lieber jene sanften Bücher für die sanften Leute, die ihre Ruhe haben wollen, überall und auch beim Lesen. Auch diese Bücher haben ihre Berechtigung, wenn sie einen ehrlichen Bedarf mit ehrlichen Mitteln befriedigen. Das sind die Bücher, die man überall liest, in der Straßenbahn, neben der Schreibmaschine, am Radio, insonderheit aber nach des Tages Last und Mühe abends im Bett zum Einschlafen. Gute Nacht!

Vom Schlafen

Unser Nachtleben findet vorzugsweise im Bette statt.

Tagsüber haben wir anderes. Wir arbeiten oder tun, als ob wir etwas täten, wir verdienen Geld oder geben welches aus. Nachts aber — und das ist gering gerechnet ein Drittel unseres Lebens — tun wir nichts, bringen uns in horizontale Lage und lassen die Zeit an uns vorüberfließen.

Und damit es uns und unseren Gedanken nicht zu langweilig wird, schlafen wir. Im Schlafen spürt man die Langeweile nicht.

Manchmal hat man Pech und kommt nicht zum Einschlafen. Dagegen gibt es ein gutes Mittel. Wenn der Wasserkran tröpfelt, nicht Willensstärke üben, sondern Wasser abdrehen, aber sogleich; sonst tut man es nach einer Stunde. Wenn man aus inneren Gründen nicht schlafen kann: Um Himmels willen nicht einschlafen wollen, nicht mit geballten Fäusten bis siebenunddreissigtausendvierhundertundsechundachtzig zählen. Sondern aus der Not eine Tugend machen. Man braucht ja nicht schlafen. Es ist auch so ganz hübsch. Nur nicht Wollen wollen; der Wille ist der ärgste Widersacher des Schlafens.

Es ist zum Beispiel eine amüsante Unterhaltung, die Geräusche der Nacht zu beobachten und zu kommentieren. Es ist geradezu erstaunlich, was nachts alles los ist. Ein Auto würgt; die Zündung springt nicht an. Tut

ihm gut! Ich habe keins. Eine Katze schreit. Vor einer Wirtschaft verabschieden sich zwei; sie tun es seit einer Stunde und reden im Kreise. Irgendwo klirrt ein Fenster. Auch einer, der nicht schlafen kann. Im Nebenhause ein schüchternes Hämmern, wie wenn jemand heimlich eine kleine Kiste nagelt. Es sind mehrere Kisten. Mir fehlt jede Deutung. Das Auto ist abgefahren. Die vor der Wirtschaft stehen immer noch. Die Katze erstirbt. Die Nacht rauscht leise. Rhythmisch. — Rirrrr! Mein Wecker. Es ist leuchtender Tag. Man hat längst geschlafen und nichts davon gemerkt.

Wenn es durchaus nicht anders geht, greift man zum Schlafmittel. Ich besitze keine Aktien der I. G. Farben, noch einen Apotheker zum Vetter. Ich bin für natürliche Schlafmittel. Das beliebteste und angenehmste möchte ich allerdings an dieser Stelle nicht nennen. Das heißt, man kann eigentlich ruhig darüber sprechen: Vor dem Schlafengehen macht man einen kräftigen Spaziergang durch die Stadt. Man darf dabei nur nicht hängenbleiben.

Große Männer kommen mit drei oder vier Stunden Schlaf aus. So steht es in Geschichtsbüchern. Es sind merkwürdigerweise alles Leute, die längst gestorben sind. Vielleicht eben darum.

Ich bin der Überzeugung, daß die meisten Menschen zu wenig schlafen. Wenigstens des Nachts. Durch hunderttausendjährige Übung steht unser Schlafbedürfnis in Einklang mit der Erdumdrehung, und da die Nacht abzüglich Dämmerung im Jahresdurchschnitt etwa zehn Stunden beträgt, so spricht eine biologische Wahrscheinlichkeit dafür, daß dies das normale Maß

des Schlafes ist. Und wenn wir die natürliche Nacht durch Elektrizität und Glühlicht an dem vorderen Ende beschneiden, dann müssen wir sie am andern Ende durch Jalousien und Vorhänge verlängern.

Damit habe ich die Entschuldigung dafür gefunden, daß ich kein Frühaufsteher bin. Das vielleicht später, wenn ich der Geschichte angehöre.

*

Die meisten Menschen fühlen sich verpflichtet, beim Schlafen zu träumen. Vielleicht weil schlafen sonst zu uninteressant wäre. Vielleicht weil der phantastische Unsinn des Traumes ein notwendiges Gegengewicht zu unserem logisch geordneten Wachleben ist.

Leider gibt es keine lenkbaren Träume. Man kann sich allenfalls mit später Hummermayonnaise Alpdrücken und Gruseln verschreiben; aber im übrigen muß man nehmen, was kommt. Übrigens eine merkwürdige Feststellung, die ich durch Rundfrage bestätigt finde: Alles mögliche tut man im Traum, laufen, schreien, regieren, kämpfen. Nur lachen tut man nicht. Sind wir im innern Kern so tierisch ernst? Oder verlangt Lachen ein Minimum an Verstandestätigkeit, die im Traum fehlt?

Wozu träumt man überhaupt? Um zu tun, wozu man keinen Mut hat; um zu erleben, wozu die Möglichkeit fehlt? Im Traum darf man die schönsten Frauen küssen, sie können sich nicht wehren. Im Traum kann man seinem Todfeind eins in die Fresse hauen, man kommt nicht vor den Schiedsmann. Im Traum ist alles erlaubt und straffrei. Man sollte tüchtig Gebrauch davon machen.

Eine besonders feine Sache sind die Halb-wach-Träume. Die wenigsten Menschen springen beim Wecken wie eine Rakete in die Luft. Meist hat man noch ein paar Minuten und räkelt sich langsam wach. In diesem Dämmerdusel hat man mitunter unglaubliche Gedanken, macht welterschütternde Erfindungen, prägt unsterbliche Formulierungen, entwirft gigantische Pläne; man löst Welträtsel mit dem kleinen Finger. Wenn man dann aus Freude darüber vollwach wird, und hochspringt, dann ist zweierlei: Entweder hat man den enormen Einfall spurlos vergessen und trauert um die Welt, der ein Genieblitz verlorenging. Oder man kriegt die Sache noch zusammen, faßt sich an den Kopf und stellt fest, daß es ein gottverbotener Blödsinn war, irgendeine sinnlose Wortkette, etwa nach der Art: Die Halbhaftigkeit der Sirene wurzelt in der Armlänge der modernen Wasserkante.

*

Ich bin kein Spezialist im Träumen. Da ich es tagsüber ausreichend tue, habe ich nachts keinen Bedarf. Außerdem keine Zeit. Nachts will ich meine Ruh haben.

Nur manchmal kommt es vor, daß ich mit meinem Sohn wieder auf die Schule gehe und mir von ihm vorsagen lasse. Weil ich doch alles vergessen habe. Vergessen habe ich außerdem mein Geschichtsbuch, und da nutzt sein Vorsagen nichts, und ich habe Angst; aber nicht sehr, denn ich weiß, mir kann nicht viel passieren; wenn es mir zu dumm kommt, kann ich jederzeit aufstehen und sagen: Was wollt ihr überhaupt, ich habe längst Abitur und Doktor und alles Mögliche, und außerdem ist das alles nur geträumt. Päng!

Ich habe immer davon gertäumt, meine Träume literarisch auszuwerten. Seitdem träume ich rein gar nichts mehr. Ich lüge: Vor kurzem mußte ich alles himmelblau anstreichen, ich weiß nicht, warum. Aber ich hatte keine Farbe und mußte trotzdem. Und sollte mit allen Mitteln irdischer Macht gezwungen werden und konnte nicht. Es war quälend und gefährlich, und ich war froh, daß es nur geträumt war. Die Deutung des Traumes habe ich nicht gefunden, obgleich ich in mehreren Traumbüchern nachgesehen habe. Der Traum ist offenbar eine Novität.

*

Überhaupt glaube ich nicht an Traumdeutung. Warum soll man im Schlafen klüger sein als im Wachen? Besser vielleicht und tugendsamer — aber wissender?

Als humoristische Lektüre allerdings sind Traumbücher noch nicht genügend gewürdigt. Ich besitze ihrer zwei, ein garantiert echt türkisch-ägyptisch-assyrisch-orientalisches mit viel Gold und Arabesken und schwülstigen Bildern, und ein nüchtern modernes von La-Marie für die Aufgeklärten, die zeitgemäß von Auto-pannen und Völkerbund und Jazzmusik und Maschinen-gewehr träumen. Manche Deutungen sind geradezu imponierend; ich gebe eine Auslese, auf mein Wort wortwörtlich; nur die Klammern sind von mir.

Aktiengesellschaft: Du wirst die trübe Entdeckung machen, daß du jemanden nicht allein liebst. (Was bedeutet dann G. m. b. H.?)

Alimente: Große Unannehmlichkeit. (Die Verfasserin merkt auch alles.)

Atelier: Du verdienst mit wenig Arbeit viel Geld.
(So stellt sich der kleine Moritz einen Künstler vor.)

Butter: Du willst etwas verheimlichen, es kommt aber heraus. (Das Traumbuch ist im Jahre neunzehnhundertzweiunddreißig gedruckt.)

Einbruch: Du erlebst ein Liebesabenteuer. (Hoffentlich wird man dabei nicht erwischt.)

Finanzamt: Dauernde Belästigung. (Mariechen verdient offenbar gut mit ihrem Traumbuch.)

Hotel: Du bist gezwungen, deine Liebe vor andern zu verbergen. (Genügt nicht eine kleine Konditorei?)

Scheck: Du kannst dich auf eine Enttäuschung gefaßt machen. (Das sowieso.)

Schlafzimmer: Einer deiner geheimsten Wünsche geht in Erfüllung. (Im Traum.)

Wahrsagerin: Man bestiehlt dich. (Gehört Traumdeuten auch dazu?)

Steckkontakt: Du suchst Anschluß. (Offenbar elektrischen.)

Lippenstift: Du wirst eine Frau küssen, und der Kuß wird nicht ohne Folgen bleiben. (Die Herausgeberin ist biologisch nicht im Bilde.)

Nun versuche ist seit Wochen, von einem Lippenstift zu träumen, oder wenigstens von einer Steckdose. Es gelingt mir nicht, und so bleibe ich ohne Kuß und Kontakt.

Mädchen ohne Singular

Es ist mein gutes Recht, mir bei allem etwas zu denken. Zoll- und zensurfrei.

Tillergirls allerdings sind mehr zum Gucken als zum Denken, und durch ein gutes Glas sieht man die Einzelheiten sechsfach vergrößert. Man tut es ungeniert, sie sind daran gewöhnt, denn zu diesem Behufe werden sie ausgesucht, hergerichtet, gedrillt und bezahlt. Es ist im Eintrittspreis einbegriffen. Trotzdem habe ich auch hierbei meine Gedanken. Nein, ganz ordentliche Gedanken. Ich kann sie, mit winzigen Retuschen, getrost offenbaren.

Es gibt Menschen, die nur als Einzahl denkbar sind. Zum Beispiel Schornsteinfeger. Eine Ansammlung davon wäre kein Beruf, sondern Maskerade. Ein Tillergirl ist das Gegenteil eines Schornsteinfegers. Es ist ein geborener Plural. Nur in Reihen, Ketten, Knäueln, Schlangen darf es sich zeigen. Aus der Reihe tanzen ist verboten, auf Separatismus steht Todesstrafe. Das einzelne Girl ist ein herausgefallener Buchstabe, ein verlorenes Nichts, ein Widerspruch in sich.

Wahrscheinlich hat das Girl irgendwo ein Privatleben, für sich allein, vielleicht sogar einen Freund, auch für sich allein, und Namen und Visitenkarte: Hildegard Müller, Tillergirl. Nein, das stimmt nicht, Tiller ist man nur auf der Bühne, im schicksalsverbundenen Plural. Allein und privat ist man bestenfalls Girl.

Ich weiß nicht, ob das Tillergirl von einem geschäftstüchtigen Mister Tiller erfunden wurde. Ich weiß auch nicht, was er sich dabei gedacht hat. Vielleicht war er ein Poet: Tillergirls sind kleine sanfte Blumen, sie wirken nur zum Strauß gebunden.

Vielleicht war er nur ein kühler Rechner und kannte das Geheimnis der Zahl. Eine hübsche Frau ist gut. Zwölf hübsche Frauen sind zwölfmal so gut. Tillergirls sind multiplizierte Weiblichkeit.

Damit verstoßen sie gegen das monogame Prinzip. So man sich einer hübschen Frau erfreut (wenn auch nur im Operngucker), soll es nur eine sein. Man ist gewohnt, mit einer zu paddeln, zu tanzen, zu soupieren. Für den gesitteten Europäer ist die Frau ein begrifflicher Singular.

Vielleicht war Mister Tiller ein Goetheforscher: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Siebenhundertdreiundachtzig Zuschauer unterschiedlichen Alters und Gemütes haben unterschiedlichen Geschmack. Tillersgirls sind Auswahlendung. So kann jeder für sich (das heißt für sein Opernglas) das richtige finden. Der ausgemachte Schlemmer kann sogar kombinieren: Ein liebes Gesichtel hat die zweite von links — die rechtsaußen hat bessere Beine — aber die vierte drüben hat — ich weiß nicht, was sie hat; jedenfalls kann man sich auf diese Weise ein Wunschwesen zusammenstellen, das verwöhntesten Ansprüchen genügt, mit dem Kindergesicht der einen den Renaissancebeinen der anderen und dem je ne sais pas quoi der vierten.

Mister Tiller war Menschenkenner. Männerkenner: Er gedachte auch jener Ruchlosen, die polygame Kom-

plexe mit sich führen. Und sichforsch und kühn zum
Pascha des gesamten Rudels machen. Im Opernglas.
Wie es ja Aufgabe des Theaters als einer moralischen
Anstalt ist (Schiller), den Menschen zu zeigen, was sie
nicht dürfen.

Angina geht als Engel

Angina Müller wollte zum Maskenball.

Die Eltern waren, wie immer, dagegen. Einstimmig, aber aus verschiedenen Gründen. Mama hatte Kostümsorgen. Das Kind hatte nichts anzuziehen, als was sollte sie gehen? Spanierin verpflichtet zu Temperament, Zigeunerin erschien ihr zu unsolide, Königin der Nacht kam schon gar nicht in Frage. Außerdem kostet das alles Geld.

Der Papa hatte noch ganz andere Sorgen. Vor allen Dingen hatte er einen Freund, der war Kanzlist beim Vormundschaftsgericht und beklagte sich jedes Jahr im November, daß ihnen der Karneval soviel Arbeit machte.

Schließlich fand man einen Ausweg. Angina soll einen Engel machen. Engel ist leicht und billig. Ein blütenweißes Nachthemdchen, natürlich mit was drunter, wird mit Silberborten abgesetzt, mit einem silbernen Gürtel gerafft, und statt des Heiligenscheines, der nicht zu bewerkstelligen ist, bekommt sie zwei niedliche weiße Flügel angeklebt, die ihr Bruder gegen zwanzig Pfennige Taschengeld aus Hühner- und Gänsefedern kunstvoll zusammenbastelt. Sie werden nicht nach den neuesten aero-dynamischen Erkenntnissen gestaltet, aber sehen immerhin ungemein englisch aus.

Damit war auch der Vater einverstanden. Engel verpflichtet, und die Flügelchen waren ihm eine besondere

Beruhigung: Wenn Angina sie unverseht wieder nach Hause brachte, dann wußte man, daß ihr kein Leides geschehen war. Die zarten Gebilde an den Schulterblättern hätten das nicht überlebt.

So flatterte der Engel Angina zum Maskenball. Eine Stunde später bereits saß er hoffnungslos einsam in einer stillen Ecke und weinte kleine, blanke Engelstränchen. Ihre Freundinnen, die klingelnden Spanierinnen, die zerschlitzten Ziegunerinnen, ja, sogar die finsternen Nachtköniginnen, sie hatten alle ihren Torero, ihren Zigeunerrich, ihren Nachtkönig gefunden. Sie aber blühte hoffnungslos Mauer. Um sie kümmerte sich keiner. Der Typ Engel war offenbar nicht gefragt. Für Engel gibt es auch keinen Partner. Engel ist Neutrum.

Angina verfiel in Wut. Wut macht Durst. Die Flasche Wein, die sie sich anstandshalber hatte bestellen müssen, ersetzte ihr den Partner und spendete Trost.

Langsam wurde ihr leichter ums kleine Herz. Der beißende Neid ließ nach. Lärm und Musik klangen immer ferner, der Boden fing leicht an zu schunkeln und tanzte mit ihr.

Und dann fühlte sie ganz deutlich, wie ihre Flügel groß und straff wurden. Sie konnte sie jetzt auch bewegen und tat ein paar vorsichtige Schläge; sie trugen, und Angina schwebte zur Decke. Immer noch kümmerte sich keiner um sie, aber er was ihr jetzt gleich. Sie flog weiter, denn sie war ein mutiges Mädchen, und eine solche Gelegenheit zum Fliegen muß man ausnutzen. Die Fenster wichen zur Seite, der Sternenhimmel blinkte über ihr, es ging höher und höher, und auf einmal war sie dort, wo sie hingehörte: im Himmel.

Die Formalitäten am Eingang waren schnell erledigt. Ihr Gewand schützte sie vor einer peinlichen Devisenkontrolle, übrigens hatte sie nur zwei Mark fünfundsechzig bei sich. Und dann nahm sie ein himmlischer Platzanweiser an die Hand, um ihr die himmlischen Freuden zu erklären. Sie hatte ein bißchen Angst vor dem Singen; in der Schule hatte sie den Schulchor meistens geschwänzt und Haue dafür bekommen. Aber das war hier anders. Der Himmel hatte sich schon seit einiger Zeit vom Prinzip der kollektiven Freuden abgewendet; es war zu schwer, alle unter einen Hut zu bekommen, immer hatten einige zu meckern.

Jetzt hatte man den Grundsatz der individuellen Spezialwünschen eingeführt: Jeder darf sich wünschen, was er will, und schon ist es da. Und nicht nur drei Wünsche wie im Märchen, sondern so viel und so lange man will. Damit sich keiner beklagen kann.

Das war das richtige für Anginchen. Im Wünschen war sie immer schon groß. Trotzdem fing sie vorsichtig an. Sie aß so entsetzlich gern Erdbeereis — schwupp, stand es vor ihr. Das machte sie kühner. Sie hatte eine kleine Stupsnase und einen etwas breiten Mund. Wenn sie doch — sie brauchte gar nicht zu Ende zu wünschen; man reichte ihr den Spiegel, sie sah bereits aus wie eine Kreuzung zwischen Greta Garbo und Lil Dagover. Und jetzt fehlte ihr nur noch — hallo, da war er ja schon, der tadellos gebügelte Kavalier, der sie zu den Klängen der Sphärenmusik über das himmlische Parkett walzte.

Wenn man einmal beim Wünschen ist, kann man nicht mehr bremsen. Der himmlische Eintänzer gefiel

ihr nicht, war zu sehr Konfektion. Sie dachte an — oder auch vielleicht — und schon geschah es, schon sprossste ihm auf der Oberlippe Wohlbrücks zärtliches Bärtchen, und mit Forsters heißer Stimme gab er seine halblauten Befehle: ruhiger tanzen.

Angina zerfloß in Wonne. Aber tanzen macht nicht satt, im Gegenteil. Schon stiegen weitere, heißere Wünsche. Nicht ein Tänzer, ein Sieger mußte es sein. Und schon war es Albers, der sie in den Armen hielt und zu siegen begann. Er faßte sie fester — sie fühlte den Mann mit der Pranke, er drückte ihr einen Kuss auf, lang und bebend wie der Happyend-Kuß im Film. Und die himmlischen Herrschaften, die im Kreise herumstanden, fingen warnend an zu zischen.

Angina hörte nicht darauf. Sie war mitten im Wünschen, und es ging so schön und tat so gut, sie wünschte — ich weiß nicht, was es noch war, aber es muß wohl nicht das richtige gewesen sein. Vielleicht war sie auch mißverstanden worden. Jedenfalls tat es auf einmal einen Donnerknall, der himmlische Kavalier zerrann in ihren Armen, das Parkett ging auseinander, und Angina Müller fiel im rasenden Sturzflug zur Erde nieder.

Und als sie die Augen rieb, lag sie zu Füßen ihres Stuhles, von dem sie abgerutscht war. Die zarten Flügel waren zum Teufel, und im Rutschen hatte sie auch das Tischtuch mit Flaschen und Gläsern nach sich gezogen, das hatte den Knall gegeben.

Und merkwürdig: An den unversehrten Engel hatte sich niemand getraut, jetzt, wo er gefallen am Boden lag, stürzten die Retter herbei. Einer machte keine langen Umstände, rupfte ihr die Reste der englischen Flügel ab

und schwenkte sie durch den Saal. Er hatte kein zärtliches Bärtchen, keine heiße Stimme und war auch kein blaublitzender Sieger. Er war nichts von alledem, aber er hatte einen unerhörten Vorzug: er war kein Traumgebild, sondern absolute Realität.

Angina war schon immer für das Reelle gewesen; so war sie erzogen. Und was das übrige anbetraf; in seinen Armen konnte sie sich wünschen, was sie wollte. Es gab kein Zischen und kein Knallen, es gab gar nichts.

Aber es ist möglich, daß es demnächst in Erfüllung geht.

Ich fahre in die Hölle

Als ich noch lebte, hatte ich den Wunsch, dermaleinst in die Hölle zu kommen. Das war nicht originell und auch ein bißchen abgeschmackt. Vielleicht war es Neugier oder Oppositionsgeist oder gar Größenwahn. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Meiner war die Hölle.

Es gelang mir auch. Allerdings nicht durch entsprechenden Lebenswandel — das wäre mir zu anstrengend gewesen — sondern durch eine kleine Schiebung: Ich fand einen ehrgeizigen Diplomaten, der froh war, mit mir seinen Zuteilungsausweis tauschen zu können. So war uns beiden geholfen.

In zersetzenden Schriften hatte ich gelesen und von bedenklichen Freunden gehört, daß die interessanten Männer und die schönen Frauen sich vorzugsweise in der Hölle befänden. Das war es, was mich reizte. Ich meine die interessanten Männer. Es fing aber gleich mit einer Enttäuschung an; dafür war es eben die Hölle. Der Eingang hatte zwei getrennte Portale mit den Aufschriften: Für Herren. Für Damen. Ein Winkposten mit weißen Handschuhen paßte höllisch auf und sortierte unerbittlich, sachkundig und unbestechlich. Es war nichts zu wollen.

Auch die großen Männer enttäuschten mich. Alexander der Große war mit am längsten unten und hatte auf Grund seiner niedrigen Nummer einige Vorrechte. Er

spielte mit Bleisoldaten und interessierte sich nur für seine Phalanx (keine Frau, sondern eine Schlachtordnung). Kanonen und Tanks lehnte er als unheldisch ab und hatte auch sonst für nichts Verständnis. Cäsar brütete über einer Karte von Afrika und rauchte vor Wut, daß er in Kleopatras Armen versäumt hatte, Abessinien für die römische Kultur zu erobern. Napoleon beklagte sich über die englische Diplomatie, die ihn mit Hilfe des Völkerbundes in die Hölle manövriert hatte; hier mußte er nun pazifistische Schriften verteilen, die niemand haben wollte, und sich zwischendurch filmen lassen. Rasputin wurde täglich zweimal rasiert und war kaum zu erkennen, er hatte jeglichen Charme verloren, und Lord Byron fand den ständigen Geruch von Bratkartoffeln unerträglich. Tiere waren nicht vorhanden, sie kommen nicht in die Hölle; nur ein gewaltiger Gorilla lief mir in die Quere, es war aber nur Darwin. Bei Goethe hatte ich weniger Glück; er wurde zwar viel zitiert, ließ sich aber nicht sprechen. Überhaupt war die Auswahl an klugen Männern nicht groß. Die meisten hatten sich kurz vor Toresschluß noch rechtzeitig umgestellt, dafür waren es eben kluge Männer. Casanova war damit allerdings nicht durchgekommen. Auf ihn wollte die Hölle nicht verzichten, er war Renommierinsasse, und aus diesem Grunde wurde es ihm auch nachgesehen, daß er von Zeit zu Zeit heimlich auskniff. Er kam dann jedesmal etwas ramponiert zurück und erzählte in engem Kreise neue Memoiren, die ich hier nicht wiedergeben möchte.

Auch sonst war alles ganz anders, meine Ankunft wurde wenig beachtet. Da waren keine Teufelchen, die

um meine arme Seele Reigen tanzten und sie mit dem Bratspieß in den Schmorkessel zogen. Von dem Feuer war man abgekommen, und es gab auch keinen Trichter mit konzentrischen Kreisen, es gab überhaupt keine Kreise, es war eine Einheitshölle. Hier irrt Dante.

Man hatte eine andere Strafe ausgeklügelt, die keinen Brennstoff und nichts kostet und sich ganz von selbst herausstellt. In der Hölle gibt es nämlich keine Sünde. Es ist wie auf der Alm, nur klimatisch nicht so gut. Wie sollte man hier auch sündigen? Jede Seele hat ihr Auskommen, Geld gibt es keins, Frauen auch nicht, sie sind in der andern Abteilung. Damit entfallen neunundneunzig Prozent aller Untaten. Wegen der restlichen ein Prozent lohnt es sich nicht anzufangen. Zu morden ist nichts, Seelen kann man nicht umbringen. Betrügen läßt sich keiner, die Leute hier unten sind viel zu gerissen. Gesetze und Verordnungen, die man mit Wollust übertreten könnte, werden nicht erlassen, aus purer Schikane nicht. Politik ist nicht vorhanden, dafür ist es eben die Hölle. Man kann hier mit dem besten Willen nichts Unrechtes tun, und das ist gerade die höllische Pein. Das Raffinierte daran ist, daß sie diejenigen am härtesten trifft, die am meisten gesündigt haben und es nicht lassen können. Die Seelen laufen vor Langeweile und Verzweiflung an den Höllenwänden hoch bis gegen den Plafond; das wird dann auf der Erde als Erdbeben registriert.

Als ich vier Wochen unten war, hatte ich es gründlich satt. Es war nicht das geringste geschehen, ich fühlte mich geneppt und stellte einen Antrag auf individuellere Behandlung. Die Verwaltung schickte mir daraufhin

einen Herrn, der mir täglich sechs Stunden den französischen Konjunktiv erklärte und dessen Stellung nach den Verben der Gemütsbewegung, des Veranlassens und Zulassens, der Beachtung und Verneigung sofern die Handlung des Sinnobjektes negativ vom Verb beeinflußt wird. Ich erkannte meinen französischen Lehrer und erschlug ihn. Da verdoppelte er sich und unterrichtete mich von zwei Seiten weiter. So geht das in der Hölle. Ich nahm von weiteren Verdoppelungen Abstand, ich weiß aus der Mathematik, wie eine Zinseszinsrechnung ins Aschgraue geht.

Das mit der individuellen Behandlung hätte ich lieber nicht sagen sollen. Die ganze Nacht hindurch hörte ich meine Frau Hausmeisterin, die mich schon zu meinen Lebzeiten bei der Arbeit störte, wenn sie durch das Haus rief: Fipi! — Fipi, wo bist du denn? — Habe ich dich nicht gesagt, du sollst kommen, wenn ich dich ruf. Fipi — Fipi —. Fipi war ihre Katze. Noch nie habe ich einem Menschen so das Himmelreich gegönnt.

Nein, dafür war ich nicht gestorben. Ich ging zum Chef. Der Teufel hatte sehr menschliche Züge, er ließ mich tüchtig warten und behandelte mich ein bißchen von oben herab. Er kam mir überhaupt etwas abständig vor, er trug eine dicke Uhrkette und eine senkrechte Krawatte, trank Bier statt Feuerzangenbowle und entpuppte sich als ein richtiger Spiesser. Nur Hörner hatte er keine, er war nicht verheiratet. Er bestätigte mir, daß er einen durchaus geordneten Lebenswandel führe und erzählte mir eine Stunde lang von seiner Geranienzucht. Beruflich schien er mir nicht auf der Höhe. Als ich mich wunderte, daß ich keine Kollegen traf, zuckte er die

Achseln. „Sie sind Advokat? Was ist das? Davon habe ich hier noch nie etwas gehört. Gibt es das überhaupt?“

Vor allem wollte ich etwas über die Frauenabteilung erfahren. Da zog er ein süßsaures Gesicht. „Ich kann Ihnen darüber nur sagen, was ich in den Akten habe. Ich darf selbst nicht hinein. Da soll eine Kleinigkeit passiert sein, die man mir in die Schuhe schiebt. Seitdem untersteht die Frauenriege meiner Frau Großmutter.“

„Oh“, sagte ich.

„Sie brauchen nicht ‚oh‘ zu sagen. Meine Frau Großmutter hat viel von ihrer Eigenart verloren; sie wird jetzt von einem amerikanischen Schönheitsinstitut reklamehalber beliefert und hat sich in einen platingewellten Dauerengel verwandelt.“

„Die Abteilung ist wohl sehr überfüllt?“

„Im Gegenteil. Mit den Frauen ist das so: Die Häßlichen haben keine Gelegenheit zum Sündigen, und das bißchen Neid und Bosheit, mit dem sie sich begnügen müssen, wird im Fegefeuer erledigt. Und was die schönen Frauen anbetrifft, die haben durchweg eine verteufelt gute Protektion. Die Lukrezia Borgia zum Beispiel, auf das Prunkstück hatten wir uns so gefreut, aber dann kam die hochmögende Verwandtschaft dazwischen und da war's aus. Und die Sappho haben sie mir wegen ihrer literarischen Verdienste begnadigt. Was uns noch geliefert wird, ist allenfalls das kleine Kropfzeug vom Asphalt und so weiter.“

„Und das lassen Sie sich gefallen?“

„Liebe Seele Nummer 004711, du mußt nicht glauben, daß ich auf die Seelen so erpicht wäre. Das ist eine Erfindung, ein Reklametric der Konkurrenz. Ich bin ein

alter Mann und will meine Ruhe haben. Außerdem bin ich fest besoldet, und jede Seele macht nur neue Arbeit, Sie wissen doch, Klebekarte, Kartothek, Eintreibung der Versicherungsbeiträge. In der Hölle bleibt uns nichts erspart. Übrigens bin ich ziemlich aus der Mode gekommen. Seit der Erfindung der Giftgase haben die Menschen keinen Respekt mehr vor meinem Betrieb, sie machen sich ihre Teufeleien selber und benutzen mich höchstens noch zum Fluchen. Ich habe nur Existenzberechtigung, solange die Leute an mich glauben und Angst vor mir haben. Unter uns gesagt, und bitte nicht darüber sprechen: Ich bin keine Realität, ich bin nur ein Phantasieerzeugnis: Mich schuf der Mensch nach seinem Ebenbilde. In Wahrheit gibt es mich nicht, und ich verstehe nicht, wie Sie es überhaupt fertigbringen, mit mir zu sprechen.“

Ich verstand es auch nicht. Und ich kam allmählich dahinter, daß die ganze Geschichte von mir erlogen ist.

Straßenbahn

Es war quetschevoll. Sogar die Herren mußten stehen. Ich auch. Und ich hätte so schrecklich gern gegessen. Nicht, weil ich müde war — das bin ich immer, wenn andere sitzen —, sondern weil vor mir ein wonniges Wesen saß, eines jener Geschöpfe, die man malen, bildhauen, bedichten und besingen, am liebsten aber kunstlos in die Arme nehmen möchte. Hätte sie gestanden und ich gegessen, dann hätte ich das unermeßliche Glück, ihr meinen Sitzplatz anzubieten. Ich würde mich langsam erheben, eine leichte andächtige Verbeugung machen und artig meinen frühlingsgrauen Hut lüften: „Darf ich mir gestatten, mein Fräulein“, würde ich mit leicht vibrierendem Bariton zu ihr sagen; dann würde sie mir huldvoll zulächeln, mir einen warmen Blick ihrer blanken Augen gönnen, und dann hätte ich die Freude, daß sie sich eben dort hinsetzt, wo ich vor wenigen Sekunden noch gegessen habe. Nun war das nichts. Sie saß bereits, nicht durch mich, sondern sowieso. Ich stand davor wie ein dummer Junge und konnte ihr nichts Gutes tun.

Aber dann kam das Fürchterliche. Ich fühlte plötzlich, wie sie an mir heraufblickt, mich abtaxiert, einen Augenblick zögert. Dann steht sie leichtfüßig auf und sagt zu mir: „Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?“

Ich weiß nicht mehr, was ich getan habe: Aber von diesem Augenblicke an weiß ich, daß ich alt bin. Man merkt es nicht und fühlt es nicht, es geht ja auch langsam,

jedes Jahr nur ein Jahr, und die anderen sagen einem nichts davon. Bis so ein dummes kleines Mädel einem über den Weg läuft und es einem beibringt, roh und höflich. Nun habe ich meinen blauen Brief, aus der Armee der aktiven Kavaliere bin ich verabschiedet, und eingereiht in den Landsturm der alten Herren.

Dieses war der traurigste Tag meines Lebens.

Ich habe mich inzwischen getröstet. Die meisten Menschen sind höflicher, und mit Hilfe ihrer Höflichkeit bleibe ich noch eine Zeitlang jung. Ausserdem habe ich jetzt einen Freibrief, in der Straßenbahn sitzen zu bleiben. Ich brauche nicht mehr aufzustehen. Vor keiner nicht. Ich klebe auf meinem Sitz, und wenn der Wagen voller Engel wäre. Ich brauche nicht mehr und tu's nicht mehr. Oder höchstens — aber dann müßte sie schon sehr hübsch sein. Oder sehr alt.

Verjährt

Es ist eine treffliche Einrichtung der Natur, daß auch die Zeit eine verkleinernde Perspektive hat: was in ferner Zukunft liegt, rührt uns nicht so sehr. Und was einmal gewesen ist, verblaßt und ist schließlich gar nicht mehr wahr.

Eines Tages bekam ich einen Brief. Privat. Damenhandschrift: Lieber Freund Henner! Bezugnehmend auf unsere schön verlebte Zeit in Marburg erlaube ich mir anzufragen, ob wir uns nicht einmal treffen und unsere Erinnerungen austauschen könnten. Hochachtungsvoll und mit freundlichem Gruß Johanna Kullmann geborene Binder. Links oben ein ovaler Gummistempel: Kullmanns Neuzeitliche Heißmangel und Kragenwäscherei.

Es hatte schon seine Richtigkeit. In Marburg war ich einmal gewesen, damals vor fünfundzwanzig Jahren, und habe mich dort „studienhalber“ aufgehalten, wie es auf dem rosafarbenen Ausweis vorsichtig hieß. Und rosafarben war das alles damals, wenn auch jetzt im Gedächtnis ein wenig verblaßt und verschossen. Nur die kleine Hanna Binder leuchtete kastanienrot, mit ein paar koketten Sommersprösslein; ein bißchen mollig, glaube ich, war sie auch und aß furchtbar gern Pflaumenkuchen, aber das kann auch eine Verwechslung sein, und dann war sie — ja was war dann noch? Es ist schon lange her.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte und befragte den kleinen Familienrat. Meine Frau meinte, ich müsse hin-

fahren, das sei man als anständiger Mensch einer Jugendliebe schuldig, und wir wären doch wohl im Guten auseinandergegangen. Mein Sohn dagegen zeigte sich durchaus unromantisch; das wäre viel zu lange her und überhaupt ein ausgemachter Quatsch und sähe mir ganz ähnlich. Zufolge dieser Stimmengleichheit berief ich den großen Familienrat. Er besteht aus meinem Schwiegervater und ist die letzte Instanz unserer Sippe. Er schmunzelte, schüttelte aber innerlich den Kopf, und da er weiß, dass ich immer das Gegenteil tue, sagte er mir, ich müsse fahren.

Infolgedessen — fuhr ich trotzdem hin.

Ich überlegte, daß die fünfundzwanzig Jahre mich immerhin etwas gestreift haben konnten, holte meine hellste Hose, mein grünstes Sakko, meinen schmalsten Querbinder hervor und ging jung und westenlos. Auch das Haar ließ ich mir schneiden, und meine Frau drückte mir noch ein artiges Blumensträußchen in die Hand, das sie aus blauen Kornblumen und weißen Margueriten zusammengestellt hatte, damit es nicht wie das Bukett eines Liebhabers, sondern wie der Strauß eines Freundes aussähe. In der Bahn präparierte ich, überlegte Reden und Verhalten und versetzte mich in die angemessene Stimmung. Die gute kleine Hanna. Daß sie immer noch an mich denkt!

Wir wollten uns auf halbem Wege auf einer Station treffen, in einem kleinen Café. Es war keineswegs die vielbesungene kleine Konditorei, sondern eine müde, nüchterne Bude, die offenbar vom Sonntagsbetrieb lebt; sie war leer, bis auf eine alte Frau, die in einer Ecke saß und wohl die Besitzerin sein mochte.

Ich mußte warten. Man tut es gern für eine Jugendliebe. Schließlich wurde es mir zu dumm, ihr Zug mußte längst gekommen sein. Als ich ging, wurde die alte Frau lebendig, erhob sich schwerfällig und trat auf mich zu.

Ob ich es wäre?

Ich wollte schnell nein sagen, aber es gelang mir nicht mehr. Wir sahen uns an. Das Erstaunen war durchaus beiderseitig, und doch war das alles ganz selbstverständlich. Das Erinnerungsbild verblaßt, aber geht nicht mit der Zeit und zerreißt jäh an der Wirklichkeit.

Wir setzten uns und versuchten, ein Gespräch zusammenzubringen. Da entstand das erste Hindernis. Ich wußte nicht recht, ob ich die würdige Frau in dem gut-situierten Seidenkleid duzen oder siezen sollte und überließ ihr die Entscheidung. Sie wußte es auch nicht, und so stotterten wir im Kreise um die Anrede herum.

„Sind — — wenn ich fragen darf: Verheiratet?“

„Seit vierzehn Jahren. — Bist — darf ich die gleiche Frage meinerseits stellen?“

So würgte sich das Gespräch eine Zeitlang. Schließlich rutschte ich aus und sagte „Sie“ und verbesserte mich in „Du“. Sie griff es auf, und nun konnten wir uns wenigstens in Ruhe unseren Personalstand abfragen. Aber mir wurde nicht wohler dabei. Was habe ich mit dieser alten, vom Leben verhärteten Frau zu tun? Daß sie identisch ist mit der kleinen lustigen Marburger Hanna, mag ja richtig sein, aber der Augenschein lehrt das Gegenteil. Sie sieht beim Sprechen an mir vorbei, und ich fühle, daß sie genau so denkt.

Ich lenke das Gespräch auf Marburg. Deswegen sind wir zusammengekommen. Dort hatten sich unsere Le-

benswege kurz, aber erfreulich geschnitten, hier mußten wir Gemeinsamkeiten finden.

Wir fanden sie nicht. Unsere Erinnerungsbilder waren durchaus verschieden; was sie noch wußte, hatte ich vergessen, und umgekehrt. Ich wurde unsicher, und sie sagte zu allem ja. Es liegt zu weit, bei mir fünfundzwanzig Jahre, bei ihr fünfundzwanzig Jahre, beides in verschiedener Richtung; so sind wir fünfzig Jahre auseinander. Das kann eine Tasse Kaffee nicht überbrücken.

Sprechen wir von der sprühenden Gegenwart. Sie erzählt von ihrem Geschäft und der neuen Heißluftmangel, die sie sich anschaffen mußte, mit patentierter Kantenschonung und Vorheizeinrichtung, ich spreche von meinen Büchern, meinem Verleger und der Umschlagzeichnung. Sie versteht nichts von Büchern, ich nichts von Heißluft. So erzählen wir aneinander vorbei, wissen es und tun, als merkten wir nichts. Immerhin kann ich feststellen, es geht ihr gut, ihr Leben ist gesichert, und sie erfährt von mir, daß ich voller Hoffnungen und Pläne bin. Das beruhigt uns gegenseitig. Aber dann sind wir am Ende. Wir sprechen bereits vom Kaffee, von der Bedienung, vom Wetter. Es ist Zeit. Wann können wir fahren? Endlich ist ein gemeinsames Interesse gefunden.

Es ist halb sechs. Ich bringe sie an ihren Zug.

„Nette Idee, daß wir uns mal getroffen haben.“

„Ja — sehr nett soweit. Also auf — — Adjö.“

„Adjö, ebenfalls.“

Der Zug pfeift. Ich habe immer noch das Sträußchen in der Hand, von der Hitze und von der Handwärme

ist es schlapp geworden. Ich kann es ihr noch gerade reichen.

„Immer noch so vergeßlich“, sagt sie. Das war das einzige Wort, das mich ansprach.

Auf der Rückfahrt hatte ich Zeit, mir den Fall zu überlegen. Eigentlich habe ich gewußt, daß es so kommen würde. Ich habe das alles genau vorausgesehen. Es war selbstverständlich, zwangsläufig. Und aus diesem Grunde —

Ja, aus diesem Grunde habe ich das ganz anders gemacht. Ich habe einen weißen höflichen Briefbogen genommen und habe ihr geschrieben: Infolge starker beruflicher Beanspruchung und so weiter — aber vielleicht wird sich einmal die Gelegenheit geben und so weiter —. Wie man zu lügen pflegt, um einem Menschen nicht wehe zu tun.

Und bin gar nicht hingefahren.